



Victor Gysa.

# VICTOR HEHN.

---

EIN BILD SEINES LEBENS UND SEINER WERKE

VON

O. SCHRADER.

SONDER-ABDRUCK AUS IWAN VON MULLER'S BIOGRAPHISCHEM JAHRBUCH  
FÜR ALTERTUMSKUNDE.



BERLIN 1891.

VERLAG VON S. CALVARY & CO.

Am 21. März des Jahres 1890 erlosch in einer einsamen und bescheidenen Jungesellenwohnung der Reichshauptstadt ein Leben, das in seinen äußeren Beziehungen, trotz manches interessanten, das auch diese boten, sich abseits von der Teilnahme der großen Menge abgespielt hatte, dessen geistige Arbeit aber in immer steigendem Grade die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich lenkte. An jenem Tage starb Victor Hehn, der Verfasser eines Buches über Italien, des Werkes »Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang von Asien nach Europa« und »Der Gedanken über Goethe«. Wenn die in diesen Werken, namentlich in dem an zweiter Stelle genannten, niedergelegten Erkenntnisse, die im folgenden einer erneuten Prüfung und Würdigung unterzogen werden sollen, schnell ihrem Urheber einen Platz in den vordersten Reihen deutscher Wissenschaft verschafft haben, so dürfte doch die Betrachtung dieser Arbeiten und im engen Zusammenhang damit dieses Lebens noch nach einer anderen Seite von Interesse sein. Es zeigt sich nämlich bald, daß die zuerst auffallende Verschiedenartigkeit der von diesem Manne behandelten Gegenstände doch von einem einheitlichen Grundgedanken getragen wird, den Hehn schon in einer seiner ersten Schriften (»Über die Physionomie der italienischen Landschaft«) so ausdrückte: »Wo die Iphigenia Goethes schon ist, dort liegt das Ziel der Altertumsstudien, zu dem ihre gelehrten Forschungen nur Mittel sind: das Altertum, seine humane Einheit und Kalokagathie für unser zwar vertieftes, aber auch zerrissenes und unseliges Leben wieder zu gewinnen.« In diesem Kampfe der Gegenwart für eine humane Bildung und einer auf dieser beruhenden idealen Weltanschauung gegen das was er gern »die amerikanische, d. h. mechanisch-chemisch-physikalische« Erziehung nannte, ist V. Hehn, nicht durch kalte pädagogische Belehrung, von welcher unser Zeitalter trieft, sondern durch schriftstellerische Thaten ersten Ranges, die uns zu jenen Bildungs- und Lebensquellen selbst geleiten, ein kühner und sieghafter Streiter ge-

wesen, so dafs der Versuch einer Biographie dieses Mannes, wie er im folgenden unternommen werden soll, auch von diesem allgemeineren Gesichtspunkt aus auf einige Teilnahme glaubt rechnen zu dürfen.<sup>1)</sup>

---

Wenn V. Hehn selbst die Geschichte seines Lebens geschrieben hätte, so würde er vermutlich Wert darauf gelegt haben, dafs der Großvater, ehe er aus Deutschland in Livland einwanderte, nicht in dem kälteren »Nordost«, in der plattdeutsch redenden nordischen Ebene, sondern in dem milderen »Südwest«, in dem keltisch-romanischen fröhlichen Hügel- und Weinland ansässig gewesen war. Seine eigene leidenschaftliche Hinneigung zu dem, was er »Seelenanlage und Geistesform« des Süddeutschen nannte, würde ihm so als eine natürliche Mitgift seines Geschlechtes erschienen sein.

---

<sup>1)</sup> Für Mitteilungen über den Lebensgang V. Hehns bin ich in erster Linie Herrn Hofrat H. Diederichs in Mitau zu lebhaftem Dank verpflichtet. Namentlich hat derselbe den Briefwechsel Hehns mit seinem Freund Berkholz, der sich in H. Diederichs Besitz befindet, für mich durchgesehen und mir eine Reihe wichtigerer Stellen aus demselben ausgeschrieben. Zuweilen konnte ich nichts besseres thun als die Darstellung des Herrn Diederichs einfach meinem Text einzuverleiben. Regen Anteil an meiner Arbeit hat ferner Frau Staatsrätin L. Hehn in Riga, die Schwägerin des Verstorbenen, genommen sowohl durch biographische Notizen wie auch durch die abschriftliche Mitteilung der bisher ganz unbekanntes Erstlingsschrift Hehns »Zur Charakteristik der Römer.« Meine Angaben über Hehns Aufenthalt in Tula stützen sich auf Briefe einer Cousine des Verstorbenen, Frau v. Cramer in Petersburg. Außerdem habe ich für Unterstützung durch Notizen, Bücher etc. Herrn Alexander Buchholz in Berlin, Herrn F. v. Köppen, Oberbibliothekar in St. Petersburg und Herrn v. Hollander in Jena zu danken.

Natürlich sind auch die »Briefe V. Hehns an seinen Freund H. Wichmann«, Stuttgart 1890, für unsern Zweck ausgebeutet worden. Diese Quelle ist als W. bezeichnet. Ich selbst habe V. Hehn, wenn ich nach Berlin kam, besucht und einige Briefe mit ihm ausgetauscht.

Kürzere Lebensabrisse und Charakteristiken V. Hehns sind bis jetzt erschienen von L. Geiger in der Allgemeinen Zeitung 1890 Nr. 86 (Beilage), von F. Bienemann in Unsere Zeit 1890 V, von G. Dehio in den Grenzboten 1890 49, 33 und von B. Delbrück in den Preussischen Jahrbüchern 66, 1.

Veröffentlichungen aus dem Nachlaß V. Hehns, welcher sich jedoch noch vor kurzem in amtlicher Verwahrung des russischen Generalconsuls befand, stehen durch Herrn Dr. Th. Schieman in Berlin bevor.

Dafs ich aus den jedermann zugänglichen Werken Hehns nur wenige, aus den in Deutschland ganz oder fast ganz unbekanntes Schriften desselben umfangreiche Proben gegeben habe, wird man hoffentlich billigen.

Erst im Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war Johann Martin Hehn, »vermutlich eines Bauern<sup>1)</sup> Sohn«, von seiner Landpfarre in der Nähe des Städtchens Königsberg in Unterfranken (einer Koburg'schen Enclave zwischen Schweinfurt und Bamberg, in ungefähr gleicher Polhöhe mit Frankfurt a./M. gelegen) nach Dorpat gezogen. Hier hatte er sich mit der Tochter des Dorpater Justizbürgermeisters und Städtältesten Friedrich Konrad Gadebusch aus Altenfähren auf der Insel Rügen, dessen Gemahlin eine Französin<sup>2)</sup> von Geburt war, verheiratet und war eine Zeit lang Rector der damals noch aufs dürftigste ausgestatteten Dörpt'schen Stadtschule<sup>3)</sup> gewesen, welches Amt er jedoch bald mit der ein besseres Einkommen versprechenden Pfarre im Kirchspiel Odenpäh in der Nähe von Dorpat vertauschte. Hier ist er im Jahre 1793 gestorben.

Einer seiner sieben Söhne war Gustav Heinrich. Dieser hatte zunächst Theologie in Jena studiert und wurde in Folge der allgemeinen Liebe, die sich sein Vater als Prediger erworben hatte, noch als Student zum Nachfolger desselben berufen. Allein der Mann fühlte sich bald für eine Aufgabe, die der Jüngling übernommen hatte, innerlich nicht berufen. Er gab das Amt, das er sechs Jahre bekleidet hatte, auf, studierte die Rechte in Erlangen und wurde nach Beendigung seiner Studien und als Doctor der Philosophie zurückgekehrt, als Richter<sup>4)</sup> am Landgericht zu Dorpat angestellt. Er war zweimal verheiratet. Aus erster Ehe stammte ein Sohn Julius, dem Stiefbruder Victor »zwar nicht im Gesicht, wohl aber in Kopf und Herz sehr<sup>5)</sup> ähnlich«, und mit diesem in Kindheit und Jugend nahe verbunden, aus zweiter Ehe mit Amalie Julianne Wilde aus Dorpat neben einem 1868 verstorbenen Bruder Richard und einer noch in Clarens-Baugy am Genfer See lebenden Schwester Johanna unser Victor (Amandus), der am 26. September (8. October) 1813 in Dorpat geboren wurde.

Die Familie war nicht mit Glücksgütern gesegnet. Im Hinblick auf den Tod des Vaters (1823)<sup>6)</sup> schreibt V. Hehn selbst: »Wir Kinder blieben in sehr dürftigen Umständen zurück, und an Gold und Mosaik war damals nicht zu denken. Nur eine Anzahl Schnupftabaksdosen fanden sich in meines Vaters Nachlaß, und diesem Umstand ist es

---

1) W., p. 127.

2) Livland im XVIII. Jahrh. von Julius Eckardt, p. 517.

3) Eine Schilderung ihres Zustands in damaliger Zeit giebt V. Hehn in »Karl Petersen« B. M. II, 5 (1860), p. 396.

4) W., p. 127.

5) W., p. 191.

6) W., p. 127.

wohl zuzuschreiben, dafs ich auch das Laster des Schnupfens angenommen und bis auf den heutigen Tag nicht abgelegt habe.«

Reicher war das geistige Erbe der Vorfahren, und es ist in hohem Grade lehrreich zu verfolgen, wie sowohl die wissenschaftliche wie die persönliche Eigenart V. Hehns in den Eigenschaften seiner Eltern und Voreltern vielfach angedeutet liegt.

Der Grofsvater Johann Martin widmete seine Mufsestunden sprachwissenschaftlichen Studien und verfafste eine Grammatik und ein Wörterbuch des Estnischen: auch als Dichter in dieser Sprache wird er genannt. Die Werke des Urgrofsvaters F. K. Gadebusch, seine livländische Bibliothek, Versuche in der livländischen Rechtsgelahrtheit und seine livländischen Jahrbücher, voll der feinsinnigsten geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Beobachtungen über die Entwicklung des Heimatlandes, werden noch heute zu den wichtigsten Erscheinungen der historischen Literatur der Ostseeprovinzen gezählt. Er war ein Mann von eisernem Fleifs und auferordentlichem Wissen, auch in der zeitgenössischen deutschen und französischen Literatur wohl beschlagen.<sup>1)</sup> Von dem Elternpaar wird der Vater als heiterer und liebenswürdiger, durch feinen Witz bekannter Lebemann geschildert, mehr durch warme Begeisterung für die alten und neueren Classiker, namentlich auch für Goethe, als durch kirchlichen Sinn und Glauben ausgezeichnet. Bedeutender als er scheint die Mutter gewesen zu sein, eine Frau von grofsem und scharfen Verstand, thatkräftiger Energie und feiner Beobachtungsgabe, deren sarkastische Äufserungen in ihrem Bekanntenkreise gefürchtet waren. Ein inniges Verhältnis verband Mutter und Sohn, das sich in ihrem dauernden Zusammenleben abspiegelte, bis ein grausames Geschick den Sohn von ihr trennte.

Wenig wissen wir über die Jugendzeit V. Hehns. Er besuchte zuerst die Dittler'sche Privatschule, dann das Gymnasium zu Dorpat, auf dem er sich in den alten Sprachen auszeichnete. Von 1830—33 widmete er sich, ebenfalls in Dorpat, dem Studium der Philologie und Geschichte unter Morgenstern und Neue, von denen indess keiner bemerkenswerten Einflufs auf ihn ausübte. Im Februar 1833 Candidat geworden, bekleidete er nach einer vorübergehenden Beschäftigung in der schon genannten Schule des Herrn Dittler mehrere Jahre hindurch Hauslehrerstellen, und zwar 1834/35 bei einem General Geismar aus Westphalen in Mohilew, später in Wilna, dann 1836/37 bei einer

---

<sup>1)</sup> Livland im XVIII. Jahrh. von Julius Eckardt, p. 346, Anmerk. p. 518, 519.

Frau von Torklus in Weinsel bei Lemsal und Alt-Bilskenshof. Bedeutung hatte dieses vierjährige Hauslehrertum für den Lebensgang Hehns nur dadurch, dafs es ihn einerseits mit der Lebensart adliger Familien vertraut machte und so seinen Gesichtskreis erweiterte, andererseits wohl ihm die Mittel erwerben liefs, um einige Zeit ein unabhängiges Dasein führen zu können.

Eine Bildungsreise nach Deutschland und dem Land seiner Sehnsucht, nach Italien, bildet den ersten bedeutenden Wendepunkt in dem Leben V. Hehns. Im August 1838 kam er »durstend nach Wissenschaft und Weltstoff«<sup>1)</sup> in Berlin an. Die zwar noch jugendliche, aber weitschauenden Geistern eine glänzende Aussicht eröffnende Sprachwissenschaft war es, der er sich in die Arme warf. In den Jahren 1833—35 war die vergleichende Grammatik Franz Bopps, in den Jahren 1833 und 36 die etymologischen Forschungen F. A. Potts erschienen. Zu den Füfsen des ersteren durfte er selbst sitzen. Daneben hörte er Vorlesungen von Boeckh und Lachmann, deren Genie frühzeitig eine Stellung zu der vielfach angefeindeten jungen Schwesterwissenschaft gefunden hatte. Aber mehr noch als die vergleichende Art F. Bopps zogen ihn die von dem Boden der Muttersprache ausgehenden und ihre Erscheinungen aufwärts verfolgenden, überall mit historischen Betrachtungen verflochtenen Arbeiten Jakob Grimms an. Eben (1837) war der IV. und letzte Band seiner unsterblichen deutschen Grammatik erschienen. »Grimms Grammatik«, pflegte er zu sagen, »mufs auf dem Tische eines jeden, der sich mit sprachlichen Dingen beschäftigt, angenagelt sein, und wer über deutsche Sprache irgend etwas schreiben will, mufs sie auswendig wissen.« Die gleiche Verehrung hatte er später für J. K. Zeufs und dessen bekannte Werke.

Wenn so die wissenschaftlichen Neigungen des jungen Candidaten schnell ein hohes und schönes Ziel erhielten, so war es für den Lebens- und Bildungsgang desselben von nicht geringerer Bedeutung, dafs er den aufgenommenen »Weltstoff« sich hier in Berlin im Sinne der Hegel'schen Philosophie, namentlich in dem der radikalern junghegel'schen Richtung, zu erklären lernte. »Zwar war Hegel längst tot, aber seine geistige Nachkommenschaft noch eifrig am Werk, bis sie gleich darauf (1840 beim Tode Friedrich Wilhelms III.) durch einen Thron- und Windwechsel wie Spreu verweht wurde.«<sup>2)</sup> Kurz vor Hehns Ankunft in Berlin waren (1837) als eines der letzten der sämtlichen Werke Hegels seine Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte an die

---

1) W., p. 127.

2) W., p. 127.

Öffentlichkeit getreten, ein Werk, von dem in der Vorrede mit Recht gesagt wird, dafs dasselbe, weil es an einem als bekannt vorausgesetzten Inhalt die Bewegung der Idee aufweise, den leichtesten Anknüpfungspunkt an die Hegel'sche Philosophie darbieten werde. Dazu war es gerade Hegel, welcher die ungeheure Tragweite der Bopp'schen Entdeckung auch für die Völkergeschichte unter den ersten klar erkannte hatte. »Es ist die große Entdeckung«, heifst es in der Einleitung zu der Philosophie der Geschichte, p. 59, »von einer neuen Welt in der Geschichte, die seit etlichen und zwanzig Jahren vermittelt der Sanskritsprache und des Zusammenhangs der europäischen Sprachen mit derselben gemacht worden ist«.

Endlich konnte es nicht zweifelhaft sein, dafs die Weltanschauung desjenigen Dichters, welcher der treue Begleiter, Ratgeber und Freund des jugendlichen wie des greisen Hehn war, Goethe's, mannigfache und wichtige Berührungspunkte mit der Philosophie Hegel's theilte:

»Was wär' ein Gott, der nur von aussen stieffe,  
Im Kreis das All am Finger laufen liefse!  
Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,  
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,  
So dafs was in ihm lebt und webt und ist,  
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermifst«.

und:

»Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!  
Das Ewige regt sich fort in allen,  
Im Sein erhalte Dich beglückt!  
Das Sein ist ewig, denn Gesetze  
Bewahren die lebendigen Schätze,  
Aus welchen sich das All geschmückt« etc.

Die Vergleichung der Dichtung Goethe's mit der Spekulation Hegel's war damals ein beliebtes Thema. Hehn selbst äußerte sich über das Verhältnis beider später<sup>1)</sup> so: »Das Verhältnis Goethe's zu Hegel ist ein zu verwickelter, als dafs es sich auf einem Briefbogen erschöpfen liefse. Ich will nur sagen, dafs Hegel's und Schelling's Philosophie im Grunde ein und dieselbe ist und sich beide nur unterscheiden wie etwa Luther und Zwingli und dafs Goethe von Anfang an sich laut und entschieden zu Schelling bekannt hat. Aber als Hegel berühmt wurde, war der Dichter einige siebenzig Jahr alt und konnte sich der schwierigen Terminologie unmöglich mehr bemächtigen . . . . übrigens war Hegel ein Schwabe, nach Seelenanlage und Geistesform ein Süddeutscher, wie Goethe auch, und wenn beide Männer zusammen-

1) W., p. 128.

kamen und Hegel ihm seine Ideen mündlich vortrug, leuchteten diese dem Weimarer Patriarchen wohl ein, und er rühmte, wie er dadurch bereichert worden sei. Auch dafs die Hegel'sche Schule seiner Farbenlehre günstig war, bildete ein Band der Anziehung«.

So waren es der Fäden mehrere, die den jungen Hehn mit der Philosophie Hegel's verknüpften. Inwiefern sich dies in seinen Werken zeigt, wird uns noch an mehreren Stellen dieser Blätter beschäftigen. Doch sei schon hier hervorgehoben, dafs Hehn der Lehre des grossen Denkers von der Einheit der Idee und des Realen bis zuletzt treu gewesen ist. Seine aller Dogmatik, ja aller Theologie überhaupt abgewandte Weltanschauung blieb immer eine in Hegel'schem Sinn pantheistische. Noch die bescheidene Arbeitsstube des greisen Gelehrten schmückte auf hoher Säule die Büste des Philosophen.

In Berlin lernte V. Hehn auch den intimsten Freund seines Lebens, Georg Berkholz kennen, der damals wegen eines Duells aus Dorpat verwiesen, dort Mathematik, vergleichende Sprachforschung und Hegel'sche Philosophie studierte. Dieser in Deutschland nur wenig bekannte Mann wird von seinen Landsleuten sowohl nach seiner Persönlichkeit wie nach seiner Gelehrsamkeit aufs höchste geschätzt. Besonders bewandert soll er auf dem Gebiete der Sagenforschung und der Mythologie (von der Hehn übrigens selbst kein Freund war), namentlich der litauisch-lettischen, gewesen sein. Der Tod ereilte ihn (1886), als er im Begriff stand, die nach dem Ableben Mannhardt's ihm übergebenen Materialien desselben in Verbindung mit seinen eigenen reichen Sammlungen zum Drucke zu bearbeiten. Auch unvollendete Studien über die römischen Geographen und besonders über Jordanis hat er hinterlassen.

Mit ihm stand V. Hehn, seit er ihn in Berlin kennen gelernt hatte, in nächster Freundschaft und in ununterbrochenem Briefwechsel; ihm sprach er seine innersten Gedanken aus, erörterte mit ihm seine literarischen Pläne u. s. w. Dieser Briefwechsel hat über 30 Jahre gedauert, bis er bei vorgerückterem Alter der beiden Freunde allmählich immer spärlicher wurde, ohne dafs ihre Freundschaft dadurch erkaltet wäre.<sup>1)</sup> Leider sind Hehn's Briefe aus den Jahren 1840—51,

<sup>1)</sup> Berkholz starb Anfang 1886 in Meran. Er ist der eine der beiden heimgegangenen Freunde, die Hehn bei W., p. 149, meint. Er hat seinen schriftlichen Nachlaß durchgesehen: »Wie viel Begonnenes, welche Blicke über ein weites Gebiet! Wie wehmütig stimmt die Nachempfindung so viel vergeblichen Bemühens, so vieler dahingerauschter Stimmungen, Gedanken, Pläne«!

Der andre der beiden Freunde ist Nicolai v. Wilcken, Gutsbesitzer aus Estland, »ein eifriger Verfechter liberaler Reformen unter dem livländischen und estländischen Adel«.

in denen vorzugsweise philosophische, aber auch sprachwissenschaftliche Fragen verhandelt wurden, nicht mehr vorhanden. Die übrigen befinden sich im Besitz des Hofrats H. Diederichs in Mitau, der sie zunächst zu einem Lebensbild von G. Berkholz verwenden wird.

Von Berlin wandte sich Hehn, wie schon gesagt, nach Italien, wie für so viele erlauchte Geister, auch für ihn eins der folgenreichsten, wenn nicht das folgenreichste Ereignis seines Lebens. Er verweilte hier in den Jahren 1840 und 41<sup>1)</sup> und drang bis Neapel vor. Wie er das unter Österreichischer Herrschaft seufzende Oberitalien, wie er das alte, päpstliche, noch von keiner Eisenbahn berührte Rom fand, wie er die Italiener kennen und lieben lernte, das hat er in sein späteres, aus erneuten Italienfahrten hervorgegangenes Buch über Italien verwebt. Aber den Eindruck, welchen Himmel und Berge, Tiere und Pflanzen auf sein äußeres und inneres Auge machten, hat er schon damals schriftlich festgehalten. Eine der ersten Schriften V. Hehns ist aus dem Wunsch hervorgegangen, die vielfach verkannte Eigenart der italienischen Landschaft in scharfen Zügen zu entwerfen. In die Heimat zurückgekehrt und (1841) als Oberlehrer der deutschen Sprache in Pernaу angestellt, verfasste er ein Programm: Über die Physionomie der italienischen Landschaft. (Einladungsschrift z. d. Examen in der höheren Kreisschule zu Pernaу am 28. Juni 1844, von dem Oberlehrer Victor Hehn, Pernaу, gedruckt bei Wilhelm Born).

Da diese Schrift nur noch in wenigen, schwererhältlichen Exemplaren vorhanden ist, wird es dem Leser erwünscht sein, wenn wir die Grundzüge dieser Arbeit V. Hehns hier mitteilen.

Nach einem Überblick über die bisherigen Wallfahrten nach Italien heift es:

»Wir sind nicht gemeint, die Bewunderung der Natur Italiens für durchaus thöricht zu erklären, wir glauben nur, daß diese Bewunderung eine falsche Richtung auf ein durch traditionelle Selbsttäuschung untergeschobenes, von dem Wirklichen völlig abweichendes Object hat. Man

---

<sup>1)</sup> Doch trägt ein mir vorliegendes Empfehlungsschreiben, welches Fr. Vischer dem jungen Hehn aus Italien an David Straufs mitgab, das Datum Rom, d. 18. Febr. 1840. Dasselbe lautet: »Lieber Straufs! Herr Hehn aus Dorpat überbringt Dir diese Zeilen mit herzlichen Grüßen von mir. Du wirst in ihm einen tief und vielseitig gebildeten Mann kennen lernen, der sich lebhaft für Dich als Vertreter des jungen geistigen Lebens interessiert. Er wird Dir von Rom und besonders von unserer Fahrt nach Tivoli erzählen«.

Demnach schiene Hehn früher als im Text angegeben nach Deutschland zurückgekehrt zu sein.

glaubte in Italien eine gesteigerte nordische Natur zu finden, mit allem Sehnsüchtigen und Ahnungsvollen, das durch die romantische Landschaft des Nordens wallte und bebte, flüsterte und strömte. Was gestaltlos und in dunkler Macht das moderne Gemüt bewegte, all seine Stimmungen und Regungen, das lag in symbolischer Sprache in der Landschaft vor ihm da, von den Strömen des Gefühls, die ihr Inneres durchzogen, schwankte wechselnd ihr Äußeres; auch sie war ein stummes Antlitz, voll unendlichen Schmerzes und unendlicher Seligkeit. Aber die Natur war stumm und gebunden und flehte vergebens um Erlösung. Bewußtlose Notwendigkeit, objective unverbrüchliche Gesetze hielten ihr Erwachen zurück. Die Kämpfe des Bewußtseins, die Leiden des subjectiven Lebens berühren ihr in sich geschlossenes Dasein nicht. Desto reizender war es nun, wenn trotzdem das Subject sein Inneres in sie hineinlegen durfte und in ihr für tausend namenlose Vorstellungen, die die Rede nicht verkörpern konnte, sympathetischen Widerhall fand. Es gab sich mit seinem tiefsten Ich der landschaftlichen Natur hin, es versenkte sich, in Ahnungen aufgelöst, in ihre Massen und den Hall ihrer Stimmen. Die nordische Landschaft entsprach der Unendlichkeit des modernen Gefühls: es war, als wenn ein ähnliches Princip sie gebildet. Auch in ihr seufzte, jubelte, betete ein der Menschenbrust verwandtes Leben. Tief im Walde hörte man das ferne Läuten der verlorenen Kirche, aus dem Grund des Meeres die verhallenden Glocken der versunkenen Stadt. Wie der Volksglaube, sind auch die Dichter voll dieser Symbolik und darauf bezüglicher Bilder. Die Wolken kommen wie Flotten aus unbekanntem Welten über den Himmel geschifft; die Sterne sind nasse zitternde Augen; die Quelle schluchzt wehmütig; geheimnisvoll rauscht die Linde; der Wald neigt sich anbetend im Gewitter; neugierig mit wildfremden Augen sieht die Waldblume den Jäger an; die Felsen sind Riesen der Vorzeit; die Morgenröthe ist eine zur Schlacht rufende Fahne; feierlich wölbt sich der Frühlingshimmel am Ostermorgen u. s. w. . . .

»Dies war die romantische Landschaft; sie potenziert zu sehen, war die Sehnsucht nach dem glücklichen Süden. Aber wie sehr hatte man sich getäuscht! Nichts ist weniger sentimental als die italienische Natur. Wer die Alpen überschritten hat, der findet keinen Wald mehr, keine rauschende unentheiligte Baumwildnis, nur Pflanzungen, Gärten und einzelne Gruppen. Alle Länder um das mittelländische Meer entbehren einer kräftigen Baumvegetation, was Humboldt durch die Annahme erklärt, das Meer habe einst diese Länder bedeckt und beim Zurücktreten die obere Erdschicht mit hinweggenommen, sodafs nur der

Felsengrund zurückblieb. Diese Naturanlage wurde durch die uralte Gesittung, die hier ihre Heimat hatte, vollendet. Sie liefs keinen Fleck Erde ohne die »Spur ordnender Menschenhand«, jeder Stein, jeder Berg hat hier an der Geschichte des Menschen Teil genommen und seit lange vertilgt sind jene Schauer, mit denen wir im tiefen Walde der jungfräulichen Natur gegenüberreten und wir eine mächtige Geisterströmung, das Rauschen in den Wipfeln über uns vernehmen. Im fernen Barbarenlande wohnte Diana, die Göttin waldiger Wildnisse, und grausame Gebräuche knüpfen sich an ihren Dienst, an die physische Wildheit auch die moralische. In der That ist den nördlichen Völkern das Waldgefühl eigentümlich, es weht in der deutschen Lyrik und schon zu Tacitus Zeit wohnte die Gottheit in der Einsamkeit des Urwaldes. Anders in Italien. Die Fruchtbäume, mit denen das Land bedeckt ist, entbehren schon als solche des freien und mächtigen Wuchses; die Ulme, vom Wein überkleidet, bekommt eine abenteuerliche, eckige Gestalt und keinem, der zuerst eine Olivenpflanzung sah, wird die Ähnlichkeit entgangen sein, die dieser Baum mit unserer Weide hat. Die italienischen Gärten bestehen sämtlich aus beschnittenen Hecken, die lange, gleichmäfsige Wände bilden, das Gebirge aber, das sich hinter ihnen erhebt, ist baumlos und dürr. Wie keine Wälder, so hat Italien auch keine rechte Flufsbildung. Nehmen wir die Flüsse der Lombardei aus, wo Italien noch nicht Italien ist, so ist der Tiber noch immer *flavus*, gelb und schmutzig, mit nachstürzenden Ufern. Der Arno erscheint im Sommer als ein Bächlein, das über einen weiten blofsgelegten Kieselgrund hinrieselt; alle übrigen Flüsse sind undurchsichtige, ungewisse, einen grofsen Teil des Jahres versiegende Bergwasser. Das stolze Pferd nördlicher Gegenden ist hier dem mißgestalteten Esel gewichen; mit den Wäldern sind auch die Waldsänger, die Vogelstimmen, die immer seltener und unlieblicher werden, je weiter man von dem nördlichen Deutschland nach Süden geht, jenseits der Alpen zurückgeblieben. In Italien scheidet keine Dämmerung, diese Stunde ungewisser Sehnsucht, den Tag von der Nacht, kein Frühlingserwachen, wo alles strömt und sprofst und unendliche Ahnungen die Brust bewegen, den Winter von dem Sommer. Der Schmelz grüner Wiesen mit ihren goldenen Streiflichtern ist Italien versagt; statt dessen fällt das Auge nur auf das schwärzliche, regungslose Laub immergrüner Gewächse, des Lorbeers, der Cypresse, oder weit und breit auf braune, dürre, versengte Erdstrecken und Felswände. Wo die Wiese fehlt, da kann auch ihre Staffage, die malerisch weidende, glockenklingelnde Rindviehherde nicht heimisch sein; das Italien wie Griechenland eigentümliche Herdentier

ist vielmehr die Ziege, die sich kletternd an heißen Felsabhängen struppige Stauden sucht. Das Meer überwältigt hier nicht mit der furchtbaren Erhabenheit, wie in den Herbstnächten an der Spitze von Rügen oder den Küsten der Bretagne; die Nächte sind ohne Sturm, Nebel und Phantasmen, und ihr gestirnter Himmel blickt so nahe und vertraulich, dafs er mehr eine angenehme Zierde scheint und dafs gewifs kein schwärmender, von Unsterblichkeit und Unendlichkeit entzückter Blick, wie bei uns, in seine Tiefen fällt.

Die italienische Landschaft, so sonderbar dies klingen mag, ist nicht musikalisch, sondern plastisch und architectonisch. Wendet man diesen Schlüssel an und besitzt zugleich Reife des Geistes genug, um in einer Welt heimisch zu werden, wo Form und Inhalt auf's innigste versöhnt sind, dann wird die landschaftliche Natur Italiens gerade da, wo sie am meisten zurückzustehen schien, die tiefsten Reize offenbaren. Sie reicht nicht in leerer Sehnsucht über die Wirklichkeit hinaus, mit der stillen Gleichgiltigkeit eines antiken Marmorbildes ruht sie selbstgenügsam über den Tiefen ihres unendlichen Inhalts. Scheinbar seelenlos und kalt, ist sie doch nur so unbewegt, weil sie nichts mehr begehrt und weil sie völlig mit ihrer ganzen Idee zur Gestalt hervorgetreten ist. Jedes Landschaftsbild, jede Gruppe, jede Baum- und Bergpartie dieses klassischen Landes ist ein harmonisches Kunstwerk, das von keinem Schwanken, keinem unruhigen Drange mehr weifs, weil das Innere völlig in das Äufere aufgegangen ist. Die blinde Naturgewalt wurde hier von einem bildnerischen Prinzip gezügelt und zu Mafs und Form zurückgeführt. In gesicherter Coexistenz ruhen alle Formen neben einander, durch ein ursprüngliches Gleichgewicht verbunden, ohne den Trieb in einander überzugehen. Wie alles sich in dieser Landschaft gruppiert und zum Bilde gestaltet, so hat die Natur gleichsam Sorge dafür getragen, dafs jedes Bild sich einrahme und abschliesse: haarscharf zeichnen sich alle Linien gegen den Hintergrund des Himmels, und bei jedem Schritt findet der Wanderer eine Felsenwand, ein altes Gemäuer, eine Bogenöffnung, zwei vortretende Baumstämme als Rahmen eines von der Natur selbst mafsvoll und künstlerisch geordneten Ganzen. Darum der Ernst der italienischen Landschaft — sie hat keinen Grund mehr zur Freude oder Schmerz; sie blickt uns mit jener Wehmut an, die die Befriedigung aller Wünsche begleitet. Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle — dies gilt auch von ihr und ihrem Betrachter«.

»Es kostet dem Nordländer Mühe, ehe er soweit ist, die südliche Landschaft in ihrem so abweichenden Prinzip zu verstehen. Statt der Bewegung organischen Lebens zeigt sie ihm stille architectonische Linien

selbst in der Vegetation. Die Cypresse gleicht einem Obelisk, die Pinie einer Kuppel; tiefdunkel, starr und wie ein steinernes Bildwerk blicken die Massen des Lorbeers, der Steineiche und der Agrume; in ihrem Schatten liegt in monumentaler Ruhe der weißliche Stier mit ellenlangen Hörnern«.

Dasselbe edle Mafß zeigt sich in der Abstufung der Farbentöne.

»Die italienische Gebirgsbildung, so weit sie landschaftlich in Betracht kommt, hat gleichfalls nicht das Kühne, Schrofne, Abenteuerliche nordischer Felspartien; nirgends Nadeln, Zacken, jähe Abstürze und waldige Schluchten. Das Kalkgebirge des Apennin zieht sich vielmehr in sanften anmutigen Linien, wie ein Tempeldach, längs dem Horizonte hin; alles eigensinnig Mafßlose ist in seinen Umrissen von einer versöhnenden Hand oder von einem immanenten Princip sich selbst beherrschender Schönheit vertilgt und zur Grazie zurückgeführt«.

»Zu diesem Charakter der Landschaft stimmt die italienische Architectur auf's genaueste. Baumlos, aber mit dem reichsten Steinmaterial versehen, sind diese Länder am Mittelmeer die eigentliche Heimat der Baukunst, einer Kunstübung, die sich in fortlaufender Degradation durch den Ziegelbau der germanischen Niederungen in den Holzbau der europäischen Waldregionen und von da zu den noch leichter beweglichen Filzzelten der Nomaden verliert«.

»Denn die Architectur ist hier so sehr mit der Natur des Landes verwachsen, daß sie ein notwendiges organisches Erzeugnis derselben Thätigkeit scheint, die diese Berge formte und diesen Himmel klärte«.

Von dem italienischen Garten heißt es: »Er ist nicht zufällig wie die Willkür des Gemütes, welcher der englische Park folgt; er ist auch nicht eine successive Reihe landschaftlicher Musik, wie dieser, sondern die Coexistenz ruhender Verhältnisse, das Abbild einer Seele, die allen Widerstreit überwunden hat«.

Nur Goethe und die damaligen Kunstfreunde hatten reellen Grund, die Natur des Landes zu erheben. »In Goethe's Entwicklung bildet seine italienische Reise einen wichtigen Abschnitt: er trat in eine Welt der Formen, der Versöhnung und all der unendliche Inhalt der modernen Welt, der in seiner Brust wohnte, alle durch den Kampf und die Spaltung, die die Menschheit seit dem Erlöschen des Altertums zerrissen hatte, aus dem Grund der Dinge und des Gemüts heraufbeschworenen Mächte erhielten in ihm zum ersten Mal den Frieden der Form und eine bis in's Innerste gelichtete Durchsichtigkeit«.

Wer das Altertum recht verstehen will, muß nach dem Süden

gehn. »Denn was ist jene Natur, jenes Prinzip der Landschaft anderes als der Geist, in welchem Sophocles dichtete, und die Agrigentiner die Säulen ihrer Tempel aufrichteten, jene Plastik, jenes harmonische Maß, jene Erfassung des Gegenwärtigen, jenes nach Aufsen hervortretende und nie von der Gestalt, der Sinnlichkeit abstrahierende Wesen? Wer das Altertum für sich erwecken will, muß unter dem Himmel gelebt haben, unter dem es einst blühte, er muß dort aller Sentimentalität und Transcendenz in einer Natur, die für beides verschlossen ist, sich entledigt haben«.

Man sieht, es ist das Auge des Künstlers und des Philosophen, und zwar unverkennbar des Philosophen aus Schelling-Hegel'scher Schule, das hier auf dem Zauber der italienischen Landschaft ruht. Was Italien ist, ist es als Verkörperung einer bestimmten Richtung der Schöpfungs-idee, zu Materie gewordener Geist, den der Nordländer nur deshalb so schwer begreift, weil derselbe nicht auch in ihm wohnt. Der Gedanke an große geschichtliche Veränderungen, dem der Charakter dieser Landschaft unterworfen war, schimmert gewissermaßen nur von ferne, und noch selten unterbricht eine Bemerkung mehr kulturhistorischer Art den poetischen Fluß der Darstellung, welche schon hier einen Hauptvorzug Hehn'schen Schriftstellertums, die Gabe fesselndster und anschaulichster Naturschilderung bekundet.<sup>1)</sup>

Fast noch deutlicher als in Hehn's Naturanschauung ist der Einfluß Hegel's in des ersteren Geschichtsbetrachtung erkennbar. Die, wie es scheint, gänzlich vergessene, auch mir nur abschriftlich bekannt gewordene Erstlingsschrift V. Hehn's trägt den Titel »Zur Charakteristik der Römer« (Einladungsschrift z. d. Examen in der höheren Kreisschule zu Pernaun am 28. Juni 1843 von dem Oberlehrer V. Hehn). Dieselbe ist bedeutend genug, um die Mitteilung hervorragender, den Gedankengang der Arbeit darstellender Abschnitte zu rechtfertigen:

»Die Römer sind ein welteroberndes Volk gewesen: Herrschaft

---

1) Es ist nicht ohne Interesse, mit der Darstellung Hehn's die fast gleichzeitigen (1845, 46) Beobachtungen unseres Grafen Moltke in seinem »Wanderbuch« über den Charakter der italienischen Landschaft zu vergleichen. Aus ihnen spricht in erster Linie der Feldherr und der Historiker, für den »geschichtliche Begebenheiten einen eigentümlichen Reiz gewinnen, wenn wir die Örtlichkeit kennen, wo sie sich zutragen«.

Sehr beachtenswert und vielfach sich mit der Auffassung des späteren Hehn berührend, sind aber auch die Bemerkungen Moltke's über die historischen Veränderungen der italienischen Flora und des italienischen Klimas (Abschnitt II u. III).

der Erde ist das Ziel, nach welchem vom frühesten Anfang an, bewußt oder unbewußt, alles bei ihnen angelegt war. Alle Einrichtungen ihres Staates, alle Sagen und Sitten sind von der Ahnung dieser gewaltigen Bestimmung durchdrungen. Nie hat sich eine geschichtliche Notwendigkeit vom ersten Ansatz an deutlicher verkündet und gesetzmäßiger bis zur letzten Erfüllung vollzogen. Rom war Jahrhunderte lang eine kleine Stadt, die mit den Nachbarstädten in Fehde lag und von inneren Händeln bewegt ward — es war eine unter tausend andern. Einige Jahrhundert später finden wir dieselbe Stadt als Herrscherin aller Völker und Mittelpunkt aller Künste. Verwundert blicken wir noch einmal auf den Anfang zurück und finden hier in den kleinen Verhältnissen alles ahnungsvoll angedeutet und wunderbar vorgebildet. Dunkel, unbemerkt, fern von dem historischen Schauplatz, bereitet der Weltgeist sich hier die Form vor, in der er lange nachher sich wirklichen wird«.

»Mit dieser Bestimmung zur Weltherrschaft hängt eine andere Eigenschaft der Römer aufs genaueste zusammen — ihr Universalismus. Kein Volk ist jemals so wenig in einer Naturbestimmtheit befangen und von natürlichen Einflüssen abhängig gewesen als das römische. Während alle anderen Völker Naturprodukte waren, die in einer ganz bestimmten und particulären Existenz begriffen sich gegenseitig ausschlossen, gehen die Römer mit umfassender Allgemeinheit über jede nationale Besonderheit hinaus. Sie sind allen Fremden offen, lernen von jedem Volk, mit dem sie zusammentreffen und nehmen alle Religionen in Rom auf«.

»In den punischen Kriegen tritt dieses römische Prinzip der Universalität mit dem Prinzip der Spezialität in einen großen historischen Conflict. Carthago war, wie alle semitischen Nationen, von starrer Volkstümlichkeit beherrscht. Während es unter einem anderen semitischen Volk, den Juden, für das höchste Streben galt, das Judentum gegen den Eindrang fremder Begriffe zu bewahren, während die Carthager, wie Justinus erzählt, die Erlernung der griechischen Sprache durch ein besonderes Gesetz verboten, lernen die Römer von einem gestrandeten Fahrzeug die Schiffsbaukunst, sehen dem Pyrrhus die Lagerbefestigungen ab und holen die *dea mater* aus Phrygien in ihre Stadt. Für diese Universalität ist die Abstraction nur ein anderer Name. Die Römer abstrahierten von allen natürlichen Unterschieden. Sie waren dazu bestimmt, die blinde Mannigfaltigkeit localer, provincialer und nationeller Besonderheiten in eine abstracte Allgemeinheit aufzulösen und so die Völker von den Schranken des unmittel-

baren Naturzustandes zu befreien. Daher ihr Mangel an Poesie, an Phantasie, daher die Armut ihrer Mythologie«.

»Nur einem ursprünglich der Abstraction zugewandten Sinne ist römischer Ernst, römische Charaktergröße möglich, jene Energie, die in unverrückter Richtung durch die sich kreuzenden Strömungen der Welt schneidet. Abstract wie der römische Sinn, ist auch die römische Sprache: das logische Element ist in ihr alles. Liegt aber in der Naturseite einer Sprache ihre Individualität, so geht sie durch die logische alle denkenden Menschen an; je mehr sie verständig, je weniger sie naiv und anschauungsreich ist, desto mehr wird sie sich zur allgemeinen Herrschaft, zur Universalsprache schicken. Das Lateinische besitzt die genannten Eigenschaften vollkommen; es ist ohne sinnlichen Reichtum und natürliche Farbe; so dünn aber der Stoff ist, den die Sprache zu verwenden hat, so gebildet ist ihre Form, so bewunderungswürdig ihr gedankenmäßiger Bau und ihre logische Consequenz. Denselben abstracten Charakter trägt das römische Recht an sich. Es ist kein Naturgewächs eines bestimmten Bodens, sondern ein Erzeugnis des Verstandes, dem sich alle Menschen, insofern sie generelle Wesen waren, unterwerfen konnten. Nicht minder abstract als das Recht ist auch die Administration der Römer«.

»So war das wunderbare Abstractionsvermögen der Römer das Werkzeug, dessen sich die weltgeschichtliche Idee bediente, um die gesonderten Volksgeister, die sie aus sich heraus gesetzt hatte, wieder unter die Einheit zu begreifen. Erst seit den Römern giebt es eine wahrhafte Geschichte der Menschheit. Und keineswegs ist diese Rolle der Römer mit dem Sturze ihres Weltreiches geschlossen. Überall, wo sich etwas römisches erhalten hatte, wirkte es in dem Sinne der Allgemeinheit«.

Dieser Gedanke wird dann mit Rücksicht auf das Papsttum, auf die Herrschaft romanischer Sprachen in Europa in Verein mit Kleidertracht und geselligen Sitten, der italienischen, der spanischen im XVI. Jahrhundert, der französischen seit Ludwig XIV., ferner im Hinblick auf die Lebenskraft der römischen Municipalverfassung weiter ausgeführt. Rom, politisch zwar aus Deutschland zurückgedrängt, erscheint doch in immer neuen Gestalten: als Christentum, in der Herrschaft der lateinischen Sprache, unter deren ständigem Einflufs sich die europäischen Idiome bilden, in dem römischen Recht, das ein gleiches Zucht- und Reinigungsamt ausübt.

»Die behauptete universelle Natur der Römer scheint freilich mit allen denjenigen Zügen ihrer Geschichte im Widerspruch zu stehen,

wo eine starre, unbeugsame, dem Fremden feindliche altrömische Gesinnung hervortritt. Allein dies hängt mit einer weiteren Eigentümlichkeit der Römer zusammen, die nicht minder hervorstechend ist, dem feindlichen Gegensatz nämlich, der alles Römische in sich spaltet. Rom ist durch und durch dualistisch von zwei kämpfenden Principien gespalten. Der Januskopf ist das wahre Sinnbild dieses Staates. Der Kampf eines strengen und eines freien, eines humanen und eines nationalen Principis geht durch die ganze römische Geschichte und bewirkt einen in bestimmte Perioden zerfallenden Verlauf derselben. Schon in dem ältesten Lager kämpfen Palatin der heilige, Aventin der unheilige Berg, Evander das gute, Cacus das böse Prinzip. Gegründet wird die Stadt von zwei streitenden Brüdern, der eine der Stifter, der andere der Verächter der heiligen Formel und Grenzlinie, an der Roms Dasein hängt. Der Antagonismus erscheint unter den verschiedensten Gestalten, als Kampf der Patricier mit den Plebejern, der *optimates* und *populares*, Roms mit den Provinzen, des *jus civile* mit dem *jus gentium*, der Augurien und Prodigien mit der Aufklärung, der Kunst, Bildung und humanen Sitte mit den strengen Satzungen der *majores*, der strengen Ehe durch *confarreatio* u. s. w. mit der freien durch bloßen Consensus, des Epicuräismus mit dem Stoicismus. „*Duo genera*, meint auch Cicero, *semper in hac civitate fuerunt*«. Auch in den leitenden Persönlichkeiten finden sich jene beiden Prinzipien verkörpert.

»Dieser Dualismus hat zugleich eine deutlich gezeichnete Entwicklungsgeschichte. In der ersten Periode, zur Zeit der Könige, schimmert er im Keim, er liegt verborgen, um nach Vertreibung der Könige sogleich mit Heftigkeit hervorzubrechen. An die Spitze des Staates treten zwei Consuln, also eine Doppelgewalt, die nur momentan durch die Einheit, die Dictatur, unterbrochen wird. Während der ganzen Zeit der Republik geht der Kampf unausgesetzt fort; parallel aber mit der wachsenden Macht des Staates nach außen gewinnt im innern das humane Prinzip fortschreitend an Geltung; der Kampf wird immer matter, die Gegensätze stumpfen sich ab, und als Ausdruck völliger Neutralisation erscheint endlich die Monarchie, womit der Staat in sein drittes Stadium tritt. An die Stelle des Gegensatzes ist jetzt allgemeine Gleichstellung getreten; es giebt keine Patricier und Plebejer mehr, und hat schon unter der Republik ganz Italien das Bürgerrecht erhalten, so dehnen es die Imperatoren auf das ganze Reich aus. Das römische Kaisertum ist die Zeit immer entschiedener Durchdringung der römischen und barbarischen Bestandteile, eine Assimilation, durch die Rom seine letzte Aufgabe erfüllt«.

Dieser Proceß wird an der Hand der römischen Kaisergeschichte geschildert.

»Rom hat sich in demselben Maße barbarisiert, als die Provinzen sich romanisiert hatten; die substantielle Weltanschauung des Orients und die Kraft freier Persönlichkeit, die den alten Römer beseelten, verschmolzen zu einem allgemeinen Zeitbewußtsein, das sich seit dem Anfang der Kaiserregierung an zahlreichen Stellen der Philosophen, z. B. bei Seneca ausspricht und welches der präsumptive Boden für das sich immer mehr ausbreitende Christentum wird. Der Dualismus aber war es, der allen übrigen Eigenschaften der Römer, ihrem Instinkte der Weltherrschaft, wie der abstrahierenden Kraft ihres universalen Geistes, das fortdrängende Leben und eine ewige Spannung mittheilte. Mit dem Abstractionsgeist, insofern er die Möglichkeit enthält, jede vorgefundene Bestimmtheit selbstthätig fortwerfen zu können, hängt das individuelle Selbstgefühl zusammen, mit dem die Römer in der Religion wie in der Baukunst der äußeren Natur gegenübertraten.«

Wir übergehen, was über die Religion gesagt ist, um uns der römischen Baukunst zuzuwenden:

»Dieselbe abstracte Energie des Willens zeigt sich in der merkwürdigen Neigung, die die Römer seit der frühesten Zeit in den Kampf mit der Erde, zu mächtigen Erdarbeiten und Bauwerken trieb. Zwar blühte die Baukunst auch bei orientalischen Völkern, den Juden, den Ägyptern, aber in jenen östlichen Ländern bildete der Mensch bewußtlos, gleich den Bibern und Termiten; nicht er, die Natur arbeitete durch ihn. Umgekehrt sind die römischen Bauten niemals vom bloßen Naturtrieb eingegeben, sondern stets auf einen Zweck gerichtet und von irgend einem Nutzen abhängig. Während die Tempelbaukunst, die nur dem religiösen Gefühl Ausdruck geben will, in Rom stets untergeordnet blieb, tragen alle dem öffentlichen Nutzen dienenden römischen Werke den Stempel der Größe. Meist hat dabei eine widerspenstige Natur mit Heldenkraft unterjocht, eine feindlich gesinnte bewältigt, eine dürftige zu Gaben gezwungen, eine wilde und vernichtende in Schranken und Gesetz zurückgedrängt werden müssen. Die Römer bauten, gruben, bewässerten, entwässerten, dämmten und stützten von Gründung ihrer Stadt bis zu deren Untergang; die ganze Gegend um Rom ist im weiten Umkreis aus einer blinden Natur zu einem freien Kunstwerk des sie mit seinem Geiste stempelnden Menschen geworden.«

Diese für den Römer charakteristische Baulust wird dann von den Kloaken der Königszeit bis zu den Thermen des Diokletian verfolgt. Der ihr inwohnende Geist, für den das neue Prinzip der

Wölbung und des Bogenschnittes bedeutungsvoll sei, habe allmählich ganz Italien, Sicilien eingeschlossen, durchdrungen.

»Auch der Ackerbau hat Griechenland gegenüber erst in Italien seine wahre Heimat gefunden. Die Neigung zum Ackerbau ist einer der innersten Charakterzüge der Römer und tritt auf jeder Seite ihrer Geschichte hervor. Wenn in der älteren Zeit der Held nach gewonnener Schlacht zu seinem *agellus* zurückkehrte, so legen auch die späteren Römer Villen über Villen an, wohin sie aus dem lästigen Stadtgeräusche flüchten; selbst die römischen Namen und viele Wörter ihrer Sprache sind ein Zeugnis für diese Neigung . . . . Nach einer von den Alten gegebenen Nachricht ward der Weizen aus Italien nach Griechenland gebracht, und in der That ist die ursprüngliche Getreideart der Griechen die Gerste, *alphita*, während bei den Römern der Weizen oder *far* seit den ältesten Zeiten bei Opfern gebraucht ward«.

Ein anderes Geschenk erhielt Griechenland von Sicilien in der sophistischen Redekunst, die mit den subtilen Distinctionen des römischen Rechtes auf demselben Boden der allen Italern eigentümlichen Verstandeschärfe und dialektischen Gewandtheit steht. »Italien ist die geschichtliche Stufe, wo das Individuum abstrahierend und reflectierend sich vom Boden der Natur aufrafft«. Zu einem besonderen Literaturzweig schließt sich auch die großgriechische Komödie mit den Mimen des Sophron, den Atellanen, Fescenninen, Exodien und Satiren zusammen.

»Italien eigentümlich ist ferner der Gegensatz schroffer Sittenstrenge und üppigen Sinnengenusses, der ein ganz anderer ist als wie ihn Griechenland im Dorismus und Ionismus zeigt. Überall in Großgriechenland Beispiele der Weichlichkeit neben republikanischer Härte; Sybaris und seine aufgelösten Sitten neben dem harten, durch Satzungen gebundenen Kroton. Rom ist ein Kroton und Sybaris zugleich. Auch die finsternen Römer zieht ein unwiderstehlicher Trieb in eine bodenlose Schwelgerei und die raffinierteste Wollust. Der römische Sittenverfall steht in der engsten Verbindung mit der herrischen Natur dieses Volkes und der Größe seiner Geschichte. Der gewaltigsten Activität ging die schlaffste Passivität als ihr Schatten zur Seite. Die Geschichte römischer Schwelgerei erfüllt fast mit demselben Grausen wie die Geschichte der politischen Thaten des Volkes: in beiden dasselbe kolossale Maß. Ein Volk der That, wie die Römer, mußte in die Wogen der Sinnlichkeit stürzen, um seiner eigenen Größe zu vergessen; je abstracter es sein Selbst gesteigert hatte, desto begieriger jagte es nach Selbstlosigkeit. Während der Proscriptionen der Schreckensherrschaft, wo Mord und Entsetzen durch die Strafen Roms wütete, griff die Schwelgerei in

reisendem Fortschritt um sich. Nachdem gegen Ende der Republik die lange drangvolle Arbeit größtenteils vollendet war, sanken die Arme des Heldenvolkes und widerstandslos fiel es dem Sinnentaumel anheim. Es ist falsch, die römischen Laster von aufsen her zu erklären, als seien sie aus dem Morgenlande eingeführt oder durch den wachsenden Reichtum veranlaßt worden; sie liegen vielmehr von Anfang an in der römischen Natur. Nicht bloß von Mars, auch von Venus leiteten die Römer ihr Geschlecht ab, Roma war das umgekehrte von Amor, und fast mit Entsetzen sehen wir schon die alten eisernen Republikaner lascive Floralia, Blumenspiele der *Flora mater*, feiern. Wir stehen damit wieder bei der schon oben genannten römischen Dualität, die, in Perioden gebrochen, ein ungeheures historisches Leben bewirkt.

Endlich ist auch für die Geschichte des engeren Heimatlandes, der Hehn, wie wir noch sehen werden, seine dauernde Teilnahme zuwandte, jener erste Aufenthalt in Rom nicht ohne Folgen geblieben. In den Schätzen der Vaticanischen Bibliothek hatte Hehn den handschriftlich aufbewahrten *Commentarius Livoniae Gregorio XIII P. M. scriptus* des Jesuiten Antonius Possevinus aufgefunden, welcher für die Geschichte der Gegenreformation in Livland am Ende des XVI. Jahrhundert von Wert ist. Ein von Hehn im Jahre 1841 in Rom angefertigter, sehr ausführlicher Auszug desselben wurde 1848 in den Verh. der gel. estn. Gesellschaft zu Dorpat II, 2 abgedruckt. Später (1852) ist die Schrift von Napiersky in Riga vollständig veröffentlicht worden.

In den gleichen Ideenkreis gehört ein von Hehn im Jahre 1846 in der in Dorpat erscheinenden Wochenschrift »Das Inland« Nr. 6 veröffentlichter Aufsatz »Pernau, eine Handelsstadt und ein Seebad«, welcher eine meisterhafte Schilderung dieses einst im Mittelalter eine angesehene Rolle spielenden Platzes bieten soll. Derselbe ist mir, ebenso wie eine nachher zu erwähnende, in der genannten Zeitschrift erschienene Arbeit Hehn's, nicht zu Gesicht gekommen. Auch später übrigens verbrachte Hehn, von Petersburg aus, gern den Sommer in Pernau, wo sein Bruder ein öffentliches Amt bekleidete.

Es war wohl der Beifall, welchen diese Erstlingsschriften in den gebildeten Kreisen der Ostseeprovinzen fanden, welcher dazu führte, daß Hehn im Jahre 1846 aus seiner Stellung in Pernau, in welcher es ihm in hohem Grade gelungen sein soll, die Schüler anzuregen, als Lector der deutschen Sprache an die Universität Dorpat berufen wurde. Eine Professur für dieses Fach gab es damals daselbst nicht. In Dorpat verlebte Hehn sehr glückliche Jahre. Er konnte sich ganz seinen Studien widmen und trieb neben deutscher Literaturgeschichte

namentlich Gotisch und deutsche Dialekte. In der Zeit von 1847—51 hat er folgende Vorlesungen gehalten:

- I. Sem. 47: Erklärung des Ulfilas, Geschichte der deutschen poetischen Literatur (nach Gervinus).
- II. Sem. 47: Ulfilas, Forts. Deutsche Grammatik (nach Grimm).
- I. Sem. 48: Goethe u. Schiller als Lyriker, Syntax der deutschen Sprache (nach Grimm's Gr. IV).
- II. Sem. 48: Erklärung von Schiller's lyrischen Gedichten, Übungen im deutschen Stil.
- I. Sem. 49: Formenlehre d. deutschen Sprache, Geschichte d. d. Lit. in der II. Hälfte des Mittelalters (n. Gervinus).
- II. Sem. 49: Auseinandersetzung der Regeln des deutschen Vocalismus (nach Grimm's d. Gr., I. Teil, 3. Ausg.), Erläuterung von Schiller's Jungfrau v. Orleans, ein mhd. Text.
- I. Sem. 50: Nibelungenlied, Übungen im d. Stil.
- II. Sem. 50: Gesch. d. d. Lit. zur Zeit der sog. I. schlesischen Schule (nach Gervinus), Deutsche Grammatik.
- I. Sem. 51: Goethe's Hermann u. Dorothea, Deutsche Gr.
- II. Sem. 51 (angekündigt): Gesch. d. d. Lit. seit dem Anfang des XVIII. Jahrh., Ulfilas, Übungen im d. Stil.

Die Vorlesungen V. Hehn's fanden reichlichen Beifall; auch Zuhörer anderer Fakultäten beteiligten sich gern an seinen Vorträgen über deutsche Literatur etc. In den gebildeten Kreisen Dorpats galt er für einen glänzenden Dozenten und geistvollen Gesellschafter. Auch ihn zog die Art dieser Geselligkeit an. »In diesem Lande findet man noch jetzt häufig eine literarische und gesellige Kultur, die in Deutschland zu den Seltenheiten gehört. Noch heutzutage kommt es vor, daß ein livländischer Gutsbesitzer in mittleren Jahren im Winter nach Dorpat zieht, um mit allem Eifer archäologische oder philologische Vorlesungen zu hören. Wo wäre so etwas in Deutschland erhört? Wieviel reicher mag nun das geistige Leben dieser Kreise in älteren Zeiten gewesen sein, in jenen Zeiten glücklichen Stillebens, wo eine aristokratische Gesellschaft, ruhend auf dem Untergrunde einer beherrschten, noch dumpf dahin lebenden Landbevölkerung, sich standesgemäßen Vergnügungen, daneben aber auch der Pflege feinsten Geselligkeit und literarisch-künstlerischer Ausbildung widmen konnte. In diesen Kreisen wurde nicht geschrieben, aber im Verkehr sehr viel mehr verausgabt als bei unserer jetzigen Geselligkeit in Deutschland möglich ist« (Delbrück). Dabei war Hehn keineswegs blind gegen die Fehler seiner Landsleute.

Aufsehen erregte er in dieser Beziehung durch einen im Inland von 1848 Nr. 1 veröffentlichten Aufsatz »Über den Charakter der Liv-, Est- und Kurländer«, der sehr freimütig und auf feiner Beobachtung beruhend, vielen Widerspruch fand und manche Entgegnungen hervorrief.

So schien alles auf eine glückliche Zukunft Hehn's und zwar gerade in demjenigen Stande hinzudeuten, den er später, nicht eben schmeichelhaft, so charakterisierte:<sup>1)</sup> »Und was die Professoren betrifft, so haben sie alle viel in ihrem Arbeitszimmer studiert, aber jeder nur in seinem Fache, und darüber ist ihr Blick für die Mannigfaltigkeit des Lebendigen, für das Ganze der verschlungenen Menschenwelt stumpf geworden«, — als ein Ereignis eintrat, welches ihn aus dem gewöhnlichen Geleise des Lebens herausschleuderte und in einer merkwürdigen Verknüpfung der Umstände durch Kerker und Verbannung hindurch zu einer Freiheit des Lebens und des Geistes führte, wie sie nur wenigen Gelehrten, vor allem wenigen deutschen Gelehrten beschieden ist.

Es war das stürmische Jahr 1848 mit seinen politischen Folgen, welches dies bewirkte. V. Hehn hatte in Dorpat viel im Hause einer Baronin Brüningk, geb. Fürstin Liven, verkehrt, einer für die Sache der Freiheit begeisterten Dame. Mit ihr war Hehn, der in damaliger Zeit selbst einem ausgesprochenen Liberalismus huldigte, in brieflichem Verkehr geblieben, als dieselbe aus Rußland nach Deutschland gezogen war, wo sie die Befreiung G. Kinkels durch einen Geldbeitrag unterstützte. In der freien Hansastadt Hamburg wurden ihre Briefschaften von preussischen Geheimpolicisten mit Beschlag belegt und der sogenannten dritten Abteilung der Kanzlei S. Majestät des Kaisers Nicolaus zugeschickt. Im August des Jahres 1851 wurde Hehn zusammen mit dem Juristen Osenbrüggen, der ebenfalls in die Sache verwickelt war, verhaftet und in die Kasematten der Peter-Paulsfestung in Petersburg überführt. Nach einer sechswöchentlichen Haft, während der Hehn Kost und Tracht eines gemeinen Verbrechers zu leiden hatte, stellte es sich bei eingehendster Untersuchung heraus, daß Hehn weder als Revolutionär noch überhaupt als ein für die Regierung gefährlicher Mensch bezeichnet werden könne. Dasselbe galt von Osenbrüggen; aber während dieser als Ausländer nur über die Grenze geschafft wurde, schrieb der Kaiser, dem man übrigens den für Hehn günstigen Thatbestand nicht mit voller Deutlichkeit dargestellt zu haben scheint, in patriarchalischer Einfachheit und landesväterlicher

---

<sup>1)</sup> W., p. 92.

Fürsorge in die Akten Hehn's an den Rand des Papiers die laconischen Worte: »*qu'on le mette dans la voie pratique*«, nach einer anderen Mitteilung: <sup>1)</sup> »*Monsieur Hehn est un homme de beaucoup de connaissances, mais il lui manque la connaissance de la vie pratique. Je vais la lui procurer*«. Es wurde demnach beschlossen, daß Hehn Staatsbeamter unter polizeilicher Aufsicht werden sollte; als eine Erleichterung wurde ihm zugestanden, eine beliebige Stadt Rufslands zu seinem Aufenthaltsort wählen zu dürfen mit alleiniger Ausnahme der Universitätsstädte, für die man einen schädlichen Einfluß Hehn's auf die Jugend befürchtete. Gerade in letzterer Bestimmung lag aber das eigentlich Harte in Hehn's Schicksal, da — sicherlich in dem damaligen Rufsland — eben nur die Universitätsstädte geistiges Leben und die unerläßlichen Hilfsmittel für ein solches umschlossen. Auch war Hehn damals der russischen Sprache noch nicht mächtig, so daß ihm in der That ein geistiger Tod bevorzustehen schien.

In dieser Lage erinnerte sich Hehn, daß in Tula ein Onkel von ihm, der Staatsrat Dr. Moritz, seit Jahren ansässig war. Tula, die Hauptstadt des Gouvernements gleichen Namens, ist am Flusse Upa, einem Nebenflusse der Oka, 24 Meilen südlich von Moskau gelegen und war im Jahre 1851 nur auf der Landstrafse zu erreichen. Die Stadt war, wie noch heute, so damals durch ihre Gewehrfabriken berühmt, zu denen eine umfangreiche Beamten- und Militärgesellschaft gehörte. Auch dies mochte Hehn bestimmen, sich für die genannte Stadt zu entscheiden.

Mitte October 1851 langte er in Begleitung eines Polizei-Gendarms daselbst an und hielt mit der Posttelega am Hause seines Onkels, wo er bereits erwartet wurde und die liebevollste Aufnahme und Verpflegung fand. Ein weiterer glücklicher Umstand war, daß der damalige Generalgouverneur, Baron K., ein Landsmann Hehn's aus den Ostseeprovinzen war. In seiner Kanzlei wurde Hehn »als Beamter zu besonderen Aufträgen« angestellt, ohne jedoch jemals einen solchen Auftrag zu erhalten. Von dem Onkel wurde er in die »gute Gesellschaft« Tulas eingeführt, in der sich damals glücklicher Weise auch einige deutsche Familien befanden.

Wenn es so nicht an Umständen fehlte, welche das Loos des Verbannten erleichtern zu können schienen, so blieb doch genug des Schmerzlichen übrig. Zunächst fehlte es ihm durchaus an den nötigen Existenzmitteln. Der Möglichkeit Unterrichtsstunden in den ihm nahe

---

<sup>1)</sup> Bei Dehio a. a. O., p. 307.

liegenden Fächern zu geben, war er durch höheren Befehl beraubt; endlich fand er durch die Musik, deren leidenschaftlicher und verständnisvoller Freund er immer gewesen ist, einigen Erwerb, indem er Klavierstunden erteilte. Dazu kam, daß seine von jeher zarte Gesundheit und seine höchst empfindlichen Nerven durch die Aufregung der jüngsten Vergangenheit stark mitgenommen worden waren.

Am schmerzlichsten aber war für seinen beweglichen und mit wahren Heißhunger die verschiedenartigste Lectüre verschlingenden Geist der Mangel jedweder literarischen Hilfsmittel. Die Klagen an Berkholtz in dieser Beziehung klingen wahrhaft rührend. So seufzt er Ostern 1852: »Wenn ich nur wenigstens einen Ulfilas besäße; denn mein Gedächtnis reicht nicht aus« und »Wenn ich hier doch nur die zehn Werke hätte, die von der Bibliothek entlehnt seit Jahren auf meinem Fenster aufgereiht standen: die Grimm'sche Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache, Graff's ahd. Sprachschatz, Ulfilas v. Loebe, Richtofen, Schmeller's bayrisches Wörterbuch u. s. w.«! Als er hört, daß die ersten Bogen des neuhochdeutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm erschienen sind, ruft er aus: »Das Werk muß ich mir schaffen und sollte ich meine Hosen verkaufen müssen«!

Einen kleinen Ersatz bot ihm die gleichzeitige Anwesenheit des Embryo- und Palaeontologen Christian Pander in Tula, in dessen Kabinet er viele Zeit mit Lectüre zubrachte. Später gingen ihm die Trümmer seiner eigenen Bibliothek zu.

Im Frühjahr 1852 hatte er die große Freude seine Mutter wiederzusehen. Sein Onkel mußte auf kurze Zeit nach Dorpat reisen, und es gelang ihm, die alte Dame zur Reise nach Tula zu überreden. So überraschte sie den nichtsahnenden Sohn. Nach dreimonatlichem Besuch kehrte sie beruhigter nach Dorpat zurück. Hehn sah sie nicht weder; denn nach Jahresfrist starb sie. Ein Gesuch um Urlaub in die Heimat war dem Sohne abgeschlagen worden.

Im Herbst 1854 verließ Dr. Moritz nebst Familie Tula, um nach Moskau überzusiedeln. Hehn war nun allein. Im Dezember desselben Jahres schrieb er am Schluß eines Briefes an Moritz: »Gedenken Sie dessen, der durch Ihre Entfernung so viel verloren hat, dem ein einsames Weihnachtsfest ohne Kerzenglanz bevorsteht. Doch leuchten die himmlischen Lichter hier, wie überall, dem Verbannten wie dem Glücklichen«.

Indessen war die Stunde der Befreiung nahe.

Verweilen wir hier einen Augenblick, um uns den Einfluss klar zu machen, welchen der gezwungene Aufenthalt innerhalb der geschil-

derthen Verhältnisse auf Hehn in persönlicher und schriftstellerischer Beziehung ausüben mußte, so wird man zunächst mit der Annahme nicht fehl gehen, daß eine von Anfang an in Hehn's Charakter liegende Neigung zum Rückzug in das eigene Selbst und zu einer gewissen pessimistisch-ironischen Beurteilung der Menschen, ihrer Handlungen und deren Triebfedern, wie sie später mit besonderer Schärfe hervortritt, durch die Schicksale dieser Jahre eine erhebliche Steigerung erfahren mußte.

Deutlicher liegt der Einfluß dieser Epoche auf den Schriftsteller Hehn vor uns. Durch eine ausgebreitete Lectüre war er schon damals in die Kulturwelt des klassischen Altertums tief eingedrungen. Sein Aufenthalt in Italien hatte ihm dieselbe zu einer lebendigen Macht seines innersten Wesens gestaltet. Mit diesem Schatze im Kopf und im Herzen war er nun in einen anderen, zurückgebliebenen Teil der indo-germanischen Völkergruppe, in die Welt der Slaven, versetzt worden, deren ursprüngliche Verhältnisse er jetzt zuerst kennen lernte. Verbrachte er doch die Sommermonate zumeist mit der verwandten Familie Moritz auf deren Gute im Gouvernement Tula, wo, wie ausdrücklich bezeugt wird, die ihm bis dahin wenig bekannten Zustände des Volkes und Landes seine Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch nahmen. Hehn hat oftmals die Bedeutung der Slaven für die Urgeschichte unseres Stammes hervorgehoben. So in Italien, 2. Aufl., p. 236 Anm.: »Die Slaven, eine unhistorische Race, die nur einmal von einem geschichtlichen Schicksal betroffen worden ist, wir meinen die Annahme des Christentums, bilden für den Kulturhistoriker eine reiche, bisher noch so gut wie unberührte Fundgrube von Altertümern. Selbst in den Gegenden um Moskau, also im Herzen Rußlands, sowie in Kleinrußland kann der aufmerksame, mit der Sprache bekannte Beobachter tausendmal an Homer und das bei Homer geschilderte Leben erinnert werden«. Oder in der Baltischen Monatschrift, Januar 1864: »Die Baltische Monatschrift verdient es wohl (nämlich viele Abonnenten); denn hat sie nicht auch in ihrer Art ein wichtiges Amt zu verwalten, ist sie nicht auch, gleich ihrer berühmten Pariser Collegin, eine Warte beider Welten? Der kleinen baltischen nämlich und jener auswärts liegenden, ganz anders gearteten, ungeheuer ausgedehnten byzantinisch-slavischen Welt, die mit eigenen Schriftzeichen schreibt, mit eigenen Kügelchen auf Drahtstäben rechnet, ihre Grütze so körnig ißt, wie der Perser seinen Reis, und sich mit dem Vor- und Vaternamen nennt, wie die Völker des Altertums, der Welt uranfänglicher Dorfgemeinschaft, stammartig

wachsender, durch kein Prinzip der Persönlichkeit sich auflösender Familie, der Tauben in allen Strafsen, der Dohlen auf allen Dächern und der ungeheuren schwarzen und kleinen gelben Schaben in allen Küchen, Gesindestuben und auch Wohnzimmern«.

Wie waren Griechen und Römer aus den uns hier noch vorliegenden Anfängen indogermanischer Kultur heraus zu den klassischen und vielbewunderten Völkern des Altertums geworden? Mufste diese Frage nicht demjenigen naheliegen, dem der Glaube an eine vorgeschichtliche Einheit der indogermanischen Völkerwelt in Folge des Studiums ihrer Sprachen zur lebendigen Überzeugung geworden war? Von der Weite des Gesichtskreises, der sich dem im Inneren Rufslands lebenden eröffnet, sagt auch Delbrück treffend: »Wer in Rufsland lebt, dessen Blick wendet sich von selbst auf die asiatische Hochebene, die der Schauende ahnt, wenn er von den Sperlingsbergen bei Moskau nach Osten blickt, zu den kaukasischen Völkern, deren typische Gestalten ihm auf den Strafsen von Petersburg begegnen, nach Konstantinopel, dem alten Zargrad, von wo die Religion, die Form der Kirchen und so manches andere nach Rufsland gekommen ist, zu den Ländern des Pontus und wohin nicht sonst«.

Hier in Tula hatte ferner Hehn sich zuerst des Russischen bemächtigt. »Bei der näheren Bekanntschaft«, schreibt er Ostern 1852 an Berkholz, »mit diesem wichtigen Glied der indoeuropäischen Familie komme ich auf allerlei sprachvergleichende Grillen«, die er denn auch dem Freund zur Begutachtung vorträgt. Vor mir liegt ein derartiges Blatt mit linguistischen Notizen Hehn's, aus dem ich einige Stellen mitteile, namentlich um zu zeigen, wie schon damals Hehn bei der Beurteilung sprachlicher Zusammenhänge überall in erster Linie dem Gedanken an Entlehnung und Wanderung Rechnung trägt: »Ob aber das Wort (got. *kēlikn* »Turm«) indogermanisch ist? Es sieht im Gotischen etwas fremdartig aus,<sup>1)</sup> überhaupt sind die meisten Benennungen für Kleidungsstücke, Teile des Hauses, ansässiges Leben u. s. w. im Gotischen entlehnt«.

»Ulfilas hat das sonderbare Wort *smakka-bagms* »Feigenbaum«. Russisch finde ich zu meinem Erstaunen *smokva* »die frische Feige«. Ist *σῶρον* dasselbe Wort? Letzteres ist identisch mit *ficus*«.

»Das got. Wort *mizdô* (*stipendium, merces*) hielt ich bisher für entlehnt aus dem Griechischen *μισθός*. Die Deutschen befanden sich ja häufig im römischen Kriegsdienst und konnten den Namen des Lohnes

<sup>1)</sup> Es stammt aus dem Keltischen: gall. *celicnon* »Turm«.

und Soldes wohl adoptieren — wie man got. auch *militōn* (*militare*) sagte. Aber russisch *mzda* etc. — stammen alle diese Formen aus dem Griechischen oder aus dem Gotischen, oder ist das gotische Wort slavisch oder herrscht nur Sprachverwandtschaft«? <sup>1)</sup>

»Das got. *thusundi* (*mille*) war bisher insofern rätselhaft, als das entsprechende deutsche Wort *tausend* auf ein langes *u* in der ersten Silbe deutet, das Gotische aber eigentlich keine langen *a*, *i*, *u* besitzt, sowie keine kurzen *e* und *o*. Nach einer neuern Entdeckung ist das Got. syncopiert aus *thurs-hundi* d. h. das Riesenhundert.<sup>2)</sup> Ist das richtig, so mufs *tysjaca* aus dem Germanischen entlehnt sein . . .

Grofse Zahlen werden entlehnt, dies ist eine gewöhnliche Erscheinung. Das finnische Wort für 100 ist von den Slaven erborgt und klingt ganz wie das entsprechende Sanskrit- und Zendwort. Gern wüfste ich wie tausend litauisch lautet? *Mille* und *χίλιοι* sind mir dunkel« u. s. w.

Um es kurz zu sagen, dürfen wir in die Zeit seines Aufenthaltes in Tula den Werdeprozefs Hehn's als Kulturhistoriker verlegen.

Endlich war auch Goethe seinem Verehrer als Freund und Tröster in die Verbannung gefolgt. Nach der einen Mitteilung hätte Hehn damals begonnen »Goethe's Gedichte« ins Russische zu übersetzen, nach der anderen hätte er bereits in Tula den Plan zu seinem späteren Werk über Goethe gefafst.

So zeigt sich überall der Keim werdender Frucht, so dafs wir das Unglück, welches Hehn mit seiner Verschickung traf, zwar bemitleiden, aber doch als eine wichtige Episode seiner Entwicklung betrachten müssen.

Schon während der Verbannung Hehn's war von einem Anverwandten desselben mehrfach der Versuch gemacht worden, die Begnadigung Hehn's zu erwirken. Es war ihm der vertrauliche Bescheid geworden, dafs man sich scheue, dem Kaiser ein Befreiungsdecret des früher stark, wenn auch ungerecht verdächtigten Mannes zu unterbreiten.

Endlich schlug die Befreiungsstunde.

Am 2. März 1855 war Kaiser Nicolaus gestorben. Hehn's Begnadigung ging von dem Hof der in dem Krimkrieg durch ihren Opfermut ausgezeichneten Grofsfürstin Helene Pawlowna aus. An demselben war der obengenannte Freund Hehn's, Georg Berkholz, als Bibliothekar und Vorleser, eine Baronesse Editha v. Rahden als Ge-

<sup>1)</sup> Das letztere ist das richtige.

<sup>2)</sup> Natürlich ist diese Erklärung und ihre Begründung jetzt nicht mehr zutreffend.

sellschaftsdame thätig, die sich für Hehn, schon bevor sie ihn persönlich kannte, lebhaft interessierte. Den Anstrengungen beider gelang es, Hehn noch im Frühjahr 1855 die Freiheit wiederzuerlangen.

In Petersburg angekommen, wurde Hehn mit Freundlichkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen, und wenn er auch von einer Anstellung im Lehrfach dauernd ausgeschlossen blieb, so bot sich unter mancherlei Anerbietungen, die ihm gemacht wurden, doch bald eine Stellung, wie er sie sich in den damaligen Umständen nicht passender wünschen konnte: er wurde zuerst Hilfsarbeiter, dann (schon seit 1857) Oberbibliothekar oder besser einer der Oberbibliothekare an der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek; später erhielt er den Titel eines wirklichen Staatsrats mit dem Prädicat Excellenz. In der That ein Sprung, wie er nur in dem heiligen Rufsland denkbar ist.

In Petersburg lebte Hehn in unzertrennlicher Verbindung mit G. Berkholz, zumal der Freund ebenfalls an der Kaiserlichen Bibliothek angestellt war, bis letzterer (1861) als Stadtbibliothekar und Redacteur der Baltischen Monatsschrift nach Riga übersiedelte.

An der Geselligkeit der Hauptstadt nahm Hehn, wohl weniger aus Vergnügen, als aus psychologischem Interesse, Anteil. Die Großfürstin Helene blieb seine Gönnerin und sah es gerne, wenn er an ihrem Hofe erschien. Viel lieber besuchte er jedoch die ungezwungenen Theegesellschaften und literarischen Abende der Baronesse v. Rahden, die bis zu ihrem Tode (1885) seine Freundin blieb.<sup>1)</sup>

Innigen Anteil nahm er an dem dauernden Verkehr mit Mitgliedern der Akademie, wie Schiefner, v. Baer, ganz besonders aber mit Böttlingk und dem berühmten Reisenden v. Middendorff. Des geistreichen und anregenden Gedankenaustausches in diesem »Quartett« gedachte Hehn später noch oft mit Freude.

Vor allem aber standen ihm nun die reichen und, weil keine Bücher ausgeliehen werden, immer gegenwärtigen Bücherschätze der Bibliothek zur freien Benutzung, zu deren Ausbeute ihm sein Amt die

<sup>1)</sup> Hehn schreibt über sie bei W., p. 148: »Aus Petersburg erhalte ich die Nachricht, dafs meine Freundin und Gönnerin, E. v. Rahden, begraben ist. Sie war die vertraute Hofdame der Großfürstin Helene, in den letzten Jahren eine nahe Freundin der jungen Kaiserin. Mir war sie über Verdienst gewogen und breitete mein Lob über die Welt aus, so weit es in ihren Kräften stand. Sie hatte eine Vorliebe *pour les sciences occultes* und wollte von mir Griechisch lernen. Ihr schriftlicher Nachlafs mufs sehr bedeutend sein, denn auf den vielen Reisen lernte sie viel Menschen kennen, nicht blofs aus den höchsten Kreisen, und stand mit vielen Berühmtheiten in Briefwechsel. Sie also auch dahin! (Berlin, d. 26. Nov. 1885).

erwünschte Mufe liefs. Es mufs ihm wie einem Verdurstenden zu Mute gewesen sein, der plötzlich in einen Strom frischen Wassers getaucht wird.

In der That fällt denn in diese Zeit seines Petersburger Aufenthaltes, der bis zu dem Jahre 1873 währte, in welchem er pensioniert nach Berlin übersiedelte, der Mittel- und zugleich der Höhepunkt seines literarischen Schaffens. Man kann in demselben drei verschiedene Seiten unterscheiden, indem man erstens Hehn als Mitarbeiter der von G. Berkholz redigierten *Baltischen Monatsschrift* betrachtet, zweitens den Ausbau seines oben besprochenen Programms »Über die Physionomie der italienischen Landschaft« zu einem besonderen Buch über Italien und drittens Hehn's historisch-linguistische Arbeiten, vor allem sein Buch über Kulturpflanzen und Haustiere, ins Auge fafst.

Indem wir diese Einteilung unserer Besprechung der Werke Hehn's zu Grunde legen, werden wir einigemal, wo es sich um spätere Auflagen derselben handelt, die angegebene Zeitgrenze von 1873 schon jetzt überschreiten müssen.

## I. Hehn als Mitarbeiter der *Baltischen Monatsschrift*.

Die schon früher gelegentlich gepflegten Beziehungen V. Hehn's zu der *Baltischen Monatsschrift*, einem äußerst gediegenen, in Deutschland nur wenig verbreiteten und gelesenen Blatt, das ein vortrefflicher Spiegel Baltischer Geistes- und Kulturzustände genannt werden kann, wurden seit dem Eintritt des Freundes G. Berkholz in die Redaction (oben p. 29) naturgemäfs engere. Aus der literarischen Thätigkeit Hehn's für diese Zeitschrift lassen sich zuerst drei in sich abgeschlossene Arbeiten ausscheiden mit den Überschriften: »Karl Petersen« (II, 5 1860, p. 383), »Blick auf die Geschichte der Juden in Europa« (VI, 2 1862, p. 93) und »Der Humanismus« (merkwürdiger Weise unter dem Pseudonym Justus Moller XIV, 1, 1866).

Der erstgenannte Aufsatz giebt ein Lebens- und Charakterbild des livländischen Dichters Karl Petersen (1775—1823). Für weitere Kreise von Interesse ist, was Hehn über die Geschichte und Natur des Landes sagt, welches jenen volkstümlichen Dichter hervorgebracht hat. Ich teile die Schilderung des Landadels und Bauernstandes im XVIII. Jahrh. hier mit: »Zu Hause wohnte die adelige Familie nach bescheidenem, dürftigem Zuschnitt. Die Häuser hatte der Krieg niedergebrannt; die Wohnungen, die wieder erstanden, waren klein, von Holz, mit Stroh gedeckt, mit einem Schornstein in der Mitte. Die adeligen

Kinder liefen mit bloßen Füßen umher, der Hausherr trug im Sommer einen leinenen Kittel, im Winter einen grobtuchenen Rock, beide zu Hause gesponnen und zugeschnitten; nur bei hohen Feierlichkeiten kam das Tressenkleid zum Vorschein, das daher auch lange vorhielt; Ausfahrten machte die Familie in Bauerwagen, wo sich's auf dem Heu nicht unbequem saß; auf den Tisch kamen jene Provinzialgerichte, von denen Hippel sagt: ein Weiser nimmt auch sie mit Dank entgegen. Allmählich fand sich im Laufe des Jahrhunderts bei Reicheren ein steinernes Haus ein, eine schwere Familienkutsche, mit der in die Stadt gefahren wurde, ein Klavier, ein Fäßchen Franzwein im Keller, ein Hauslehrer aus Deutschland, einige Bände französischer Klassiker, auch wohl Canitz und Hagedorn, später Gellert und Wieland.

»Was den Zustand der Bauern betrifft, so hatte die fortgehende Zeit und Bildung dies Fundament der livländischen Gesellschaft ganz unberührt gelassen. Das Elend des Bauernstandes war das natürliche Ergebnis der geschichtlichen Schicksale, wie der Natur und des Klimas dieser Erdgegend . . . Regelmäßig im Frühjahr trat Hungersnot ein, regelmäßig im Herbst herrschte Völlerei. Die dunkle Winterhälfte des Jahres verschlief der Bauer im eigentlichen Sinne; den Ackerbau trieb er in roher, halb nomadischer Gestalt, d. h. Küttisbrennen war seine Lust, und der Haken, dessen er sich bediente, auf ausgerodeten, wurzelreichen Waldboden berechnet. Mißwachs, Vieh- und Pferdeseuchen traten häufig ein, dann schofs ihm der Herr Korn auf Bath, d. h. auf harten Zins, vor und der Unglückliche verfiel in immer tiefere Schulden. Kein Wunder, daß er faul und gleichgiltig war; er rührte sich kaum, wenn er in der Saatzeit Schweine auf dem Acker wühlen oder Rindvieh mitten im Kornfeld sah. Zahlreiche Wölfe, die in Rudeln umherstrichen, holten ihm sein Schaf weg, zerrissen ihm Nachts sein Pferd. So voll unabsehbarer Öde war das Land, daß die ärmsten der ländlichen Bevölkerung, die Bettler, die Lostrieber, die Badstüber oft mitten in den Wäldern, die im Winter der Schnee, im Sommer der Sumpf undurchdringlich machte, trotz der strengen drauf gesetzten Leibesstrafe eine höher gelegene Stelle sich heimlich ersahen, sie abtrieben und mit Korn besäeten — eine Poesie des Elends und der Wildnis, von der schon Olearius im XVII. Jahrh. gehört hatte, ganz geeignet einen Blick in die Natur eines Landes zu gewähren, wo im heißen Sommer der Reisende weit und breit Rauch mit der Luft atmet und links und rechts die Küttisfeuer aus der Erde hervorbrechen sieht, wo im Winter der Schnee zwischen den Zäunen sich anhäuft und zwei, auch drei Pferde voreinander in langem Zuge den Schlitten vermummter Menschen

ziehen, wo im Frühling die Wege grundlos werden und jedes kleine Rinnsal zum Strome wird und die Brücken abreißt. Herrliche Tage aber dennoch, diese Frühlingstage des nordischen Livlands, wenn das Land voll Seen und gewaltiger Flüsse braust, ein feuchter Dunst, wie auf der See, die milde Luft verdickt, aus den unabsehbaren Schneeriften die schwarzen Äcker immer deutlicher hervortreten«!

Der an zweiter Stelle genannte Aufsatz giebt unter dem Motto: *tantum religio potuit suadere malorum* (Lucrez) einen Überblick über die Judengreuel der europäischen Geschichte. Derselbe bietet gleich im Anfang ein packendes Kulturgemälde: »Da wandeln z. B. in der mittelalterlichen Reichsstadt am Ostertage oder am Fest des Schutzheiligen die ehrenfesten, stattlichen Handwerker und die sittigen Frauen in Miedern und Schleiern in den Dom zur Messe; die Arbeit ruht, blank glänzen die Eisenbeschläge der schweren Haustüren, die Orgel tönt über den stillen Markt hinüber — und abgelegen zur Seite, in einer eignen kleinen Stadt, dem jüdischen Ghetto, da schreit's, da gesticuliert's, da geht der schmutzige Trödel fort; heute wagt sich niemand hinaus in die christliche Stadt; nur schüchtern lauschen die Kindergesichter mit schwarzen Locken und stechenden Blicken durch die Mauerspaltten hinüber; über das, was im Innern jenes Ortes vorgeht, sorgsam dem Auge verborgen, weiß niemand, etwas bestimmtes und nur schauerliche Sagen erzählen davon, das Blut erhitzend«. Der Aufsatz ist von einer warmen Teilnahme für das schwerverfolgte Volk erfüllt, die sich scharf von dem Antisemitismus des späteren Hehn abhebt. Mit Staunen sehen wir den Verfasser selbst für den nachher arg von ihm mitgenommenen jüdischen Journalismus gegen die Anklagen der »Wortführer christlich-germanischer Treue« eine Lanze brechen. Börne, später »der kluge und boshafte mit scharfer Witterung begabte Gnom« (Goethe, p. 162) ist hier noch ein »Charakter«, »der mit der feinsten nervösen Empfindlichkeit einen unverrückbaren Adel der Gesinnung verband«. Der Aufsatz schließt: »Wie jeder Volksindividualität haften freilich auch der jüdischen ihr eigentümliche Mängel an, sie ist nicht frei von manchem abstoßenden, schneidenden und grellen Zuge. Hoffen wir, daß die Teilnahme an Staat und Recht, an Wissenschaft und Gesellschaft diese Härten mildern wird; denn wie lange ist es denn her, daß die Juden nicht bloß leidend sich bewähren, sondern auch positiv Menschen sein dürfen? Der Sturmwind konnte dem Wanderer den Mantel nicht entreißen, die Sonne aber vermochte es mit ihren milden Strahlen«.

Der dritte Aufsatz giebt eine fesselnde und inhaltreiche Ge-

schichte des Humanismus, die durch die Mittheilung kleiner Züge aus dem Leben der Humanisten, deren Briefwechsel der Verfasser sorgfältig studiert hat, besonders anziehend wirkt. So heisst es von Petrarcha, der eben bei einem griechisch-calabresischen Mönch »wie durch einen Spalt einen Augenblick das ersehnte Licht (d. h. die Welt der Griechen) gesehn hatte«: »So kann man sagen, daß die wenigen Tage oder Wochen, da der bald 40 jährige Petrarcha neben seinem Lehrer auf der Bank sitzt und mit ihm den alten Weisen (Plato) sich zu deuten sucht, der Zeugungsmoment für die neuere Kultur geworden sind, und die historische Malerei, die nach Momenten sucht, wo große Weltgeschicke in der Concretion einer sinnlich individuellen Scene erscheinen, sollte diese Gruppe nicht vorüberlassen«.

Noch eigenartiger als die drei eben besprochenen Aufsätze<sup>1)</sup> Hehn's sind die *Essays*, welche derselbe unter der Rubrik »Petersburger Correspondenzen« in der Baltischen Monatsschrift von Sept. 1863 bis Juni 1864 veröffentlicht hat. Es sind kleine Meisterwerke von Feuilletons, in denen über Politik und Kunst, über Wissenschaft und Literatur, über Theater und Schauspieler, über die russische Gesellschaft in Palast und Hütte, kurz *de omnibus rebus et quibusdam aliis* aus einer Fülle von Wissen und Weltstoff in anmutigster Sprache und pikantester Ironie, die wie ein Hauch über jeder Zeile schwebt, geplaudert wird. Natürlich erregten dieselben sowohl in den baltischen Provinzen wie auch in Petersburg bedeutendes Aufsehn, und mit Ungeduld ward jedes neue Heft, das wiederum eine so freimütige und sarkastische Besprechung der russischen Verhältnisse brachte, im Publikum erwartet. Ich gebe einige Proben unter von mir gewählten Überschriften:

#### 1. Die Petersburger Butterwoche.

»Über die Reval'sche Zeitung bin ich verdrießlich — oder vielmehr wäre es, wenn wir nicht im Beginne der »Butterwoche« ständen, wo der Schwindel der Lust uns alle ergriffen hat und die Atome durcheinander wirbeln. Bald kommt die graue Fastenzeit, schon hebt der Aschermittwoch sein Haupt am Horizont, darum laßt uns im besinnungs-

<sup>1)</sup> Einen vierten, eine Charakteristik des russische Staatsmanns, Grafen Speransky nach dem Buche des Barons Modest v. Korff, des Direktors der Kaiserl. Bibliothek, also des Vorgesetzten Hehn's, (1861, IV, 373 ff. und 479 ff.) übergehe ich als minder bedeutungsvoll.

losen Taumel die Neige des Lebens schlürfen, der elenden Creditscheine nicht achten, die der Briefftasche unaufhaltsam entfattern, wie die Vögel dem Käfig. Glänzende Bälle vereinigen die höchste Gesellschaft in blendenden Sälen voll grüner, blumentragender Gebüsch — glücklich wer dazu geladen ist! Die Theater spielen nicht blofs am Abend, sondern auch um zwölf Uhr Mittags — wir treten staunend ein, wie in ein beleuchtetes Bergwerk, wie zu einem Fest der Gnomen! Dort auf dem Admiralitätsplatz, da drehen sich die Schaukeln, da knallen die Schüsse, da dröhnen die Pauken, da schlingt sich der Guttaperchamann zum Knäuel zusammen, hölzerne, ungeheure Buden füllen sich mit Schaulustigen — suchen wir wieder fortzukommen, das Gedränge ist zu grofs, auch stinkt es zu sehr nach Branntwein! dafs uns nur kein Wagen überfährt, denn auch die Kutscher sind in dieser Zeit von der heiligen Wut des scythischen Bacchus ergriffen! . . .

Die Blini's winken uns, dicke, tellergrofe Fladen, mit heifser Butter übergossen, mit Kaviar, mit saurer Sahne überstrichen — delikate, eine wahre Götterspeise! Die Tatiana versteht's, sie hat früher bei Wassili Petrowitsch gedient — nur in Kaufmannshäusern giebt es ächte, das lernt ein französischer Koch sein lebelang nicht. Haben Sie heute schon welche gegessen? Ja wohl, dreifsig! Ich Armer, meine Zunge und mein Magen sind beide zu ungebildet, um diesen Genufs zu teilen — was Häns'chen nicht lernte, holt Hans nicht mehr nach! Aber ein Glas Porter, ein Glas Champagner nehme ich an! — Im Vertrauen, ich wollte, es wäre vorüber und die Zeit der Busse wäre da. Schon sendet uns der Frühling aus der Ferne seine Telegramme zu; die Hyacinthen und Tulpen auf den Etagèren sind verblüht, die Spargel stecken schüchtern ihre Köpfchen hervor — seid mir gegrüfst, zarte, liebliche Kinder der Natur! — Doch was mir die Reval'sche Zeitung gethan hat? Nun, erstens druckt sie ein Stück aus einem meiner früheren Briefe wieder ab, nimmt aber erst als sorgsame Mama, ohne ein Wort zu verlieren, alle Gräten heraus, damit ihren Kindern nichts im Halse stecken bleibe. Zweitens nennt sie halb liebe-, halb vorwurfsvoll meine Behandlung der Gegenstände eine leichte, geistreiche. Leicht — mag sein! Ich möchte gern schwerer aufladen, aber wie wollte ich dann bei den Zollhäusern vorbeikommen? Die würden mich bald leichter machen. Niemanden kann das geistreiche Wesen verhafster sein als mir; ich würde gewifs lieber gerade meines Weges gehen, statt unter Verkleidungen im Zickzack zu schleichen. Aber sagen Sie selbst, Frau Nachbarin, Sie sind doch auch eine Person von Kopf und Erfahrung und wissen wie es auf unserer Strafsse aussieht. — halten Sie das für möglich?

und wie sollte ich das wohl anfangen? — Seien wir billig gegen einander! (Februar u. März 1864).

## 2. Die Herren der Russischen Presse und — Acclimationsversuche.

»Ich habe hier eine Idee, die ich Sie mir bitte verbreiten zu helfen. Da das Klima Rußlands, wie Jedermann weiß, ein extremes ist, so müßte Acclimatisation diejenigen Gebiete ins Auge fassen, wo die gleichen schroffen Gegensätze herrschen, die Altaigegenden, das südliche Sibirien, Teile des Amurlaufes, und von dort aus den Boden Osteuropas durch Kulturpflanzen, Getreidearten, Haustier-Racen u. s. w. bereichern. Ich habe einmal von einem Amerikaner gelesen, er hieß Jones, Smith oder ähnlich, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, den Apfelbaum in den westlichen Staaten der Union zu verbreiten. Er wanderte und wanderte, Jahre lang, unermüdlich, von einer Farm zur andern, und theilte Apfelkerne und Pflanzfreier aus; hier verlacht, dort mit Gleichgiltigkeit abgewiesen, liefs er sich doch nicht abschrecken — ein Missionär im edelsten Sinne des Wortes. Und als er starb, war in Folge seiner Bemühungen unter den Hinterwäldlern jener entfernten Wildnisse der Apfelbaum nichts seltnes mehr. Nun, wenn die Herren von der früheren »Bessjeda« oder vom jetzigen »Denj« für einige Jahre die Feder, die doch schon stark ausgeschrieben ist, niederlegten und sich jeder ein Tier, ein Gewächs wählten, und dieses aus den schönen Thälern des Altai ihrem Vaterlande zuzuführen unternähmen, der eine einen Baum mit reichem Holz- oder Terpentinertrag, der andere einen Schlag Hunde oder Schafe, der dritte eine Varietät Gerste oder Weizen mit dichterem oder schwererem Korn, eine Frucht, eine Beere — würden sie nicht ihrem eigenen Satz: dafs das Slavenland eine Welt für sich, eine primitive Offenbarung mit eingeborenen Gesetzen, ein Teich des Heils für kranke, abgelebte, in die Irre gehende Völker u. s. w. sei, wenn auch nur in einem Bruchteilchen, eine reale Basis geben? Aber statt dessen spielen sie lieber bequem im Kabinette mit den Rechenpfennigen ihrer Einbildung, errichten auf den Trümmern des Aristoteles und Hegel eine neue anatolische Philosophie, deuten die lycischen Inschriften aus dem Russischen, erkennen in der Alhambra ein slavisches Bauwerk (weil im früheren Mittelalter viel slavische Sklaven nach Südspanien verkauft worden), in Tizian einen slavischen Maler (wegen der *riva de' Schiavoni*), in Gluck ein slavisches musikalisches Genie (weil in Prag erzogen) u. s. w. (wie oben).

### 3. Über das Rauchen der Russen.

»Nur im Betreff des Rauchens sei auf den Unterschied der Form hingewiesen, die ein und dieselbe üble Sitte bei verschiedenen Nationen annimmt. Der Russe bedarf von Zeit zu Zeit einer Narcotisierung: es ergreift ihn der Drang, er eilt bei Seite, er zündet die mit Tabak gefüllte Papierrolle an, zieht den Rauch rasch und kräftig bis in die Lungen ein, hüllt sich in eine Wolke — einige Augenblicke vollständiger Betäubung folgen; dann erwacht er und geht heiter wieder an den Bureautisch, ins Collegium, zum Tanze, auf die Wache u. s. w., und nur der Nüchterne, mit dem er spricht, merkt an dem unerträglichen Papierölgeruch, was vorgegangen«. (Dez. 1863).

### 4. Der russische Winter.

»Naturschwärmerei ist kein Fehler, den man den Russen vorwerfen kann; aber auf seinen Winter ist er stolz, er genießt ihn und schwelgt in ihm. Wenn die Kälte auf 25 Grad steigt, dann sieht er den Njemetz mit triumphierendem Gesicht an, als ob er sagen wollte: Gelt, das habt Ihr bei Euch nicht! Auf dem Eise der Newa fahren dann die Troiken (Dreispanne) um die Wette; die abgesteckte Bahn ist glatt, wie der Boden der Steppe, die Pferde sind mit Troddeln und Schellen behängt, wie auf altassyrischen Bildwerken; im Schlitten sitzt ein schmunzelnder bärtiger Kaufmann, im vollen Gefühl des Daseins und zehn Kannen Thee im Leibe; die Zuschauer jauchzen, mit trippelnden Füßen sich der Kälte wehrend. Nicht weit davon haben Samojeden mit Renttieren ihre Hütten auf dem Eise aufgestellt; der Neugierige kann gegen ein Geldstück die Fahrt versuchen. Kommt man aber eben von dem Frühstück mit Kaviar und Mayonnaise und einem Glas altem Xerez voll spanischen Feuers . . . — und wandert an den Schaufenstern mit Photographien und bronzenen Carrikatur-Leuchtern und kristallenem Zuckerwerk vorüber, weiter zum sogenannten Quai, um den schönen Damen in Bibernmuffen und mit den samntenen, die Fülle des Haars bauschig auf dem Nacken tragenden Pelzmützchen zu begegnen, und mitten unter all diesen Erkennungszeichen der Civilisation fällt der Blick unten auf die dahinfliegenden Renttiergeweihede und die vorn auf dem Schlitten hockenden Menschen »plattköpfig, breitmäulig und klein«, da erinnert man sich plötzlich, wo man ist und am Rande welcher Realität die luftige Kultur-Maskerade spielt und dafs der Boden, der all diese Herrlichkeiten trägt, derselbe ist, der nach Nordosten in seiner

wahren Gestalt als ewig gefrorne Moostundra erscheint! Und dafs auch der Himmel derselbe ist, das lehren die kurzen Tage, die Nebelwochen ohne Sonne, die ununterbrochene künstliche Ofenwärme, die verkitteten Doppelfenster, das ewige Gas- und Lampenlicht, die zerstörten Nerven, der Branntwein, die Dampfbadstuben und die aus ihnen hervorströmenden Menschen, aufgedunsen und rot wie frischgesottene Krebse. In solchem Polarklima hat der deutsche Weihnachtsbaum doppelte Bedeutung, wenn sie auch nicht jedem zum Bewußtsein kommt. Mitten in Nacht und Tod, genau um die Zeit, wo das Leben nach immer leiserem Pulsieren endlich ganz stille steht (der alte Stil hat verdrießlicher Weise den Moment um zwölf Tage verstellt), da schmücken wir einen grünen Baum mit Lichtern und Früchten, dichten uns einen künstlichen Frühling und feiern ein Fest der Phantasie, der Hoffnung, — denn von nun an geht es dem wiederkehrenden Lichte entgegen, erst langsam und unmerklich, dann in reifsendem Schwunge. Ach aber! der Gott Adonis ist bei uns hier, auch wenn er sein volles Wachstum erreicht haben sollte, immer nur ein bleicher, frierender, schwind-süchtiger Jüngling, dem das Sterben leichter ist als das Auferstehen. In dem halbeuropäischen Petersburg findet sich der Weihnachtsbaum wohl auch bei einem Teil der russischen Bevölkerung, weniger schon in Moskau, gar nicht im Innern. Dort sind andere Naturfeste und symbolische Gebräuche im Schwunge und wie in so vielem, so auch hier die urältesten Zeiten, gleichsam im Eise, noch erhalten — eine reiche bisher unberührte Fundgrube für vergleichende Mythologie und Archäologie der Sitten (vgl. oben p. 26). So wird z. B. in dem mir bekannten Teile Rußlands am Tage des Frühlingsäquinociums ein Backwerk in Gestalt einer Lerche mit Schopf und umgeben von einer Menge kleiner Vögel allgemein im Volke verkauft und gegessen, offenbar als Fest der Wiederkunft der Wandervögel oder eines verdunkelten, in Vogelgestalt gedachten dämonischen Wesens. Wie der Weihnachtsbaum ist auch das Schlittschuhlaufen ein dem russischen Volke unbekanntes Vergnügen, das die Deutschen in einigen großen Städten eingeführt haben. Der Russe fliegt lieber im Schlitten dahin, wie er auch die Kegelbahn dem Deutschen überläßt und lieber die Schaukel besteigt; er hafst in dem einen wie in dem anderen Falle die Muskelanstrengung und zieht es vor, leidend in den Raum, in die Weite zu verschweben, gleichsam der Fesseln individueller Existenz momentan erledigt. (Dez. 63).

## 5. Über die Präventivcensur.

»Wenn das, was man erzählt, richtig ist, so würde es in Zukunft der freien Wahl der Herausgeber und Redacteurs überlassen bleiben, ob sie, wie bisher, sich einer Präventivcensur unterwerfen oder ohne Approbatur es auf die nachträgliche Ahndung der Prefsadministration ankommen lassen wollen. Ich weiß nicht, wie Sie über diesen Punkt denken; was mich betrifft, ich würde, wenn ich Publicist wäre, es vorziehen, mich — vorher censieren zu lassen. Wenn das Meer unsicher und voll blinder Klippen ist, wenn die Winde launisch wehen, dann ist es weise, einen kundigen Lootsen an Bord zu nehmen. Ist nicht der Mensch — und der Schriftsteller ist doch auch ein Mensch — von Natur vorwitzig, unmäßig und unbedacht? wie angenehm, wenn er einen Arzt beständig zur Seite hat, der ihm zuruft: strecke den Kopf nicht zu weit zum Fenster hinaus, es ist heute kaltes Wetter, oder: lasse dies Gericht kalt werden, heiß genossen könnte es Dir Beschwerde machen! Es ist schön, singen zu dürfen, wie einem der Schnabel gewachsen ist; aber wenn der arme Singvogel zu frühe kommt, kein Zweig noch recht grünt und ein Winterschauer wieder über Land geht, dann muß er erfrieren und wäre besser noch zu Hause geblieben« (Oct. 1863).

Auch dieser Singvogel verstummte bald in Folge eines höheren Winkes, der ihn bedeutete, daß für solche Frühlingslieder in Rufsländ kein Baum gewachsen sei.

## II. Hehn's Buch über Italien.

In der Baltischen Monatsschrift, und zwar in dem Jahrgang 1864, sind auch die ersten acht Kapitel von Hehn's Buch »Italien, Ansichten und Streiflichter« (Contrast, Niederlande, Felsboden, Vegetation, Landschaft, Architectur und Gärten, Tiere, *Pro populo Italico*) zuerst erschienen, in denen Hehn die Erfahrungen und Eindrücke zweier weiterer Reisen nach Italien (1860 Oberitalien bis Florenz, 1863 Comersee, Mailand, Verona) mit denen des früheren Aufenthaltes im Jahre 1840/41 (vgl. oben p. 10) verschmolz. Der Beifall seiner Freunde ermutigte ihn diese Skizzen zu einem Buche zusammenzufassen, für das er aber in Deutschland keinen Verleger fand. Auch an Brockhaus wendete er sich vergeblich. So erschien das Buch im Jahre 1867 bei einem Petersburger Verleger, um ein Kapitel »Sprache« und ein »Nachwort« vom Sept. 1866 vermehrt. Dasselbe scheint bei den Kennern Italiens rasch

in seiner Bedeutung verstanden worden zu sein. So wird z. B. in einer sehr eingehenden Besprechung desselben seitens der Nationalzeitung, die von dem jüngst verstorbenen F. Gregorovius ausgehen soll, vom 18. Jan. 1868 Hehn schon damals als »ein Mann von umfassender, gelehrter, fast möchten wir sagen, universeller Bildung« bezeichnet, »gleich erfahren in Botanik und Zoologie, in Belletristik und Sprachkunde«. Das Buch gehöre zu dem besten, was in neuerer Zeit über Italien geschrieben worden sei. Langsamer fand das kleine, vornehm gehaltene und dem Geschmack der großen Menge keine Rechnung tragende Werk beim großen Publikum Eingang. Erst im Jahre 1879 wurde in Berlin von den Gebrüdern Bornträger (Ed. Eggers) eine zweite Auflage herausgegeben. Inzwischen war Hehn noch drei Mal in Italien gewesen, im Sommer 1867 in Neapel und Sorrent, 1869 an den italienischen Seen und in Mailand, 1875/76 in Rom, dann in Neapel und Sicilien. Die Früchte dieser Reisen sind in den drei neuen Kapiteln »Rom« und »Sicilien« und in Kap. XII »Einige Ratschläge, die nicht im Bädeler stehen« sowie in einem zweiten Nachwort vom Jahre 1878 enthalten. Im Jahre 1887 ist dann noch eine dritte, nur um eine kleine Vorrede vermehrte Auflage erschienen.

Der Zug nach dem Süden hat Hehn nie in seinem Leben verlassen. Er war des Glaubens, daß er einstmals dort begraben werden würde. »Verschiedne Schicksalswinde«, schreibt er 1879 an Wichmann,<sup>1)</sup> »hatten diesen Gedanken in mir fast zur Gewißheit gemacht, und es bedurfte einer starken Selbstbesinnung, als ich das letzte Mal beschloß, Rom wieder zu betreten. Einige Wochen nach meiner Ankunft war rauhe Witterung gekommen, ich hatte mich heftig erkältet und lag eine Nacht lang schlaflos im Fieber — da glaubte ich den erwarteten Augenblick eingetreten, er blieb aber aus, ich war den andern Tag noch matt, den dritten wieder ganz gesund, alles ohne Arznei und habe Rom verlassen, wie ich gekommen, nur um ein halb Jahr älter. Moral: das Leben bringt uns Plagen genug, und wir brauchen sie durch Phantasie nicht noch zu vermehren«.

Noch in späten Lebensjahren plante er eine neue Reise, um ein Kapitel über Florenz seinem Buche einverleiben zu können.

Das Buch über Italien kann in künstlerischer Beziehung wohl als das vollendetste Hehn's betrachtet werden. Die vollkommene Beherrschung des Gegenstandes, die tiefe, auch unter gelassenen Worten schimmernde leidenschaftliche Anteilnahme des Verfassers an dem Land

1) W., p. 41.

und dem Volke, die geschildert werden, seine sichere Herrschaft über alle Tonarten des Stils und der Sprache machen das Werk zu einer Perle der deutschen Literatur, in der, wenn nicht das beste, so doch das eigenartigste enthalten sein dürfte, was seit Goethe über Italien geschrieben wurde. Trotzdem müssen wir uns versagen, in eine Analyse dieses Werkes einzutreten, um dafür umso eingehender bei denjenigen Arbeiten verweilen zu können, denen Hehn seinen wissenschaftlichen Ruhm in erster Linie verdankt. Zudem ist die Naturauffassung Hehn's in Anwendung auf Italien uns bereits in der oben ausführlich skizzierten Schrift über die »Physionomie der italienischen Landschaft« in voller Deutlichkeit entgegen getreten. Nur über das Verhältnis Hehn's zu dem italienischen Volk und über seine Beurteilung der italienischen Sprache seien hier noch einige Bemerkungen gestattet.

V. Hehn war durch eine tiefe Sympathie seines innersten Wesens mit dem Italiener verbunden. Wir werden gut thun, dabei uns zu erinnern, daß seiner eigenen Persönlichkeit ein Tropfen romanischen Blutes beigemischt war (vgl. oben p. 5). So hat sich das Kapitel »*Pro populo Italico*« zu einer glänzenden Verteidigungsrede gegen die oft dem Italiener gemachten Vorwürfe der Verschmitztheit, Tücke, Geld- und Rachgier, Bettelei, des Aberglaubens, Schmutzes, der Indolenz, Grausamkeit u. s. w. gestaltet. Viele dieser laut erhobenen Anklagen leitet Hehn aus der Einseitigkeit des Standpunktes ab, von dem aus der nordländische Reisende das so anders als er geartete Volk betrachtet. So ist, um nur eins anzuführen, die angebliche Grausamkeit des Italieners gegen die Tiere nach Hehn nur ein Ausfluß jener »antiken, objectiven Sinnesart, die kein sentimentales Verhältnis zur Natur kennt« u. s. w.

Was er an dem Italiener besonders bewundert, ist folgendes: »Der Deutsche, wenn er Italien betritt und den Italiener sprechen, handeln, in Ruhe und Geschäft sich darstellen sieht, erhält durchaus den Eindruck einer ganzen und unmittelbaren Existenz, deren Äußerungen sich in natürlichem Flusse notwendig und leicht vollziehn — sowohl geistig als leiblich. Er selbst, der Sohn des Nordens, ist ein so schwankendes, gebrochenes Geschöpf . . . . Anders bei dem Menschen südlich der Alpen, dem Italiener. Seine Erscheinung drückt eine Geistes- und Empfindungsfülle aus, die bei Bildung des organischen Leibes in ihrem Erguße nicht aufgehalten worden, sondern sich volles sinnliches Formdasein gegeben hat. Der physiognomische Typus ist edel; alles eigentlich Brutale ist getilgt und tritt nie, auch in unbewachten Augenblicken nicht wieder hervor«.

Mit welch' reizendem Humor malt Hehn in dem Vorwort den Gedanken aus, dafs etwa zehntausend Jungfrauen von der Weser und Elbe in Apulien oder Kalabrien gelandet und dortigen Männern zu Frauen gegeben, während umgekehrt zehntausend kalabrische Mädchen an holsteinische und mecklenburgische Landleute verheiratet würden! »Die ersteren, mit der durchsichtigen Haut und dem seidnen Haar, Milch und Blut auf den Wangen — wie würden sie dem zappelnden Südländer Gelassenheit lehren, sein Haus fleifsig kehren und rein halten, dafs es ihm lieber würde als Markt und Kaffeehaus, ihm Butter auf's Brod schmieren und Fleisch und Grütze auf den Tisch stellen, den Söhnen und Töchtern aber, die sie ihm schenkten, Gemüt und ehrliche Bedächtigkeit, einen umschleierten, nach Innen gewandten Blick, Freude am Walde und am Vollmonde, an Kuh und Gans und deren Gaben, auch an hallendem Chorgesang und einem reichlichen Trunk mit auf den Lebensweg geben! Und jene andern aus dem vulkanischen Süden, mit der bronzefarbenen, wie mit einem Sonnenstrahl leicht vergoldeten Haut, dem aufmerksamen Auge, dem zarten Knochenbau, dem elastischen Gang, den feinen Händchen und Füfschen — wie würden sie ein wenig Phantasie in das deutsche Bürger- und Bauernhaus bringen, in dem nur die alte Schwiegermutter Trockenheit waltet, ihrer männlichen und weiblichen Nachkommenschaft aber natürliche Anmut und schnelle Gedanken, Takt und Form, absichtslose Liebenswürdigkeit und Lust an Darstellung, wenn auch zweckloser, als Erbeil hinterlassen«!

Hehn hafste, wie nur ein eingeborener Italiener, die österreichische Zwingherrschaft in Italien und war somit ein glühender Freund der Freiheits- und Einheitsbestrebungen dieses Landes. Was ihn zuerst zu einem unbedingten Verehrer des Fürsten Bismarck machte, war das preufsisch-italienische Bündnis, das dieser im Widerspruch zu aller Tradition der preufsischen Politik abschlofs.

Sowohl durch seine Beurteilung des italienischen Volkscharakters wie' auch durch seine politische Parteinahme verwickelte sich Hehn übrigens in eine erbitterte literarische Fehde mit dem früher (vgl. oben p. 10 Anm.) ihm befreundeten Fr. Vischer, den er allerdings durch einen kaum gerechtfertigten persönlichen Ausfall — er hatte ihn in der Balt. M. 1864 als Schildknappen des auf »die gebildete Dummheit mit Glück speculierenden grossen Augsburgers Fälschungs-Laboratoriums« (nämlich der damaligen Augsburgers Allgemeinen Zeitung) bezeichnet — stark gereizt hatte. Die Antwort Fr. Vischer's findet sich in den kritischen Gängen N. F. II, 157—170. Sie bietet heute kaum noch Interesse. Bemerket sei, dafs Hehn den Ästhetiker in Fr. Vischer trotz-

dem immer sehr hoch gestellt hat (vgl. namentlich Gedanken über Goethe, p. 177 f.).

Das Kapitel über die Sprache ist die einzige rein linguistische Abhandlung Hehn's, weshalb hier auf einen und den andern Punkt derselben noch besonders hingewiesen sei. Ich übergehe dabei das einzelne und nur grammatikalische, in welchem der Romanist von Fach manchen Irrtum Hehn's bemerken dürfte, um bei den allgemeinen Anschauungen des Verfassers über die Sprache und sprachliches Leben zu verweilen. Hehn spricht zunächst dem Deutschen das Recht ab, vom Standpunkt seiner Sprache als einer Ur- und Natursprache auf die romanischen Idiome mit hochmütiger Verachtung herabzusehn. In einer müßigen Stunde hat er den Buchstaben *K* im deutschen Wörterbuch durchgezählt und findet unzweifelhaft deutsche Wortstämme 139, unzweifelhaft fremde (wobei aber noch ganz deutliche Fremdwörter wie Karawane, Kastanie nicht mitgezählt sind) 93, zweifelhafte 18.

Allerdings scheinen die romanischen Sprachen auf den ersten Blick, indem sie aus dem Lateinischen als moderne, christliche und europäische Sprachen hervorgingen, eine ungeheure Einbuße erlitten zu haben. Allein es bedarf nur des prüfenden Nachdenkens, um überall das neue Leben zu erkennen, das aus den Ruinen emporgeblüht ist. So unterscheidet Hehn auf lexicalischem Gebiet namentlich vier Wege, die die Sprache hierbei einschlug: 1. Lautveränderung aller Art im Verein mit der sie begleitenden Differenzierung der Bedeutung (*vas, vasculum: vascello* »Schiff« und *vasello* »Gefäß«), 2. Zugang fremden Sprachstoffes durch Kelten, Griechen, Byzantiner, Germanen, Araber, 3. — und dieser Gesichtspunkt erscheint uns sowohl, wenigstens in dieser Bestimmtheit ausgesprochen, neu wie auch für die kulturhistorische und für die sprachliche Forschung von großer Bedeutung — der Übergang von Eigennamen in Appellativa <sup>1)</sup> (*campana* »Glocke aus

---

<sup>1)</sup> Auch für das Altertum verdiente dieser Factor sprachlichen Lebens eine größere Beachtung, als er bisher gefunden hat. Vgl. z. B. *χάλυψ* »Stahl aus Chalybien«, *φοίνιξ* »Palme aus Phönicien«, *apfel* = *mālum abellanum*, *bronze* = *aes brundisium*, *erz*, ahd. *aruzzi* (bisher ganz unerklärt) vielleicht = *aes arretium*, von dem etrurischen Arretium, einem der berühmtesten Waffenfabrikplätze Italiens (*Arretini MMM scutorum, galeas totidem, pila gaesa hastas longas, millium quinquaginta summam pari cuiusque generis numero expleturos, securis rutra falces alveolos molas, quantum in XL longas naves opus esset* Liv. 28, 45, 16). Je mehr der Welthandel und Weltverkehr wächst, um so größer wird die Wirkung dieses sprachlichen Faktors, der auch in formeller Beziehung eine eingehendere Untersuchung verdiente.

Campanien«, *renso* »Flachs aus Rheims«, *arazzo* »Tapete von Arras« u. s. w.), 4. die Entstehung neuer Wörter aus Interjectionen.

Noch sei auf die Stellung Hehns der neugriechischen Schriftsprache gegenüber hingewiesen, die er in ihren archaisierenden Bestrebungen geradezu als einen Sprachenhomunculus bezeichnet. Aufschärfste wendet er sich gegen den auch in allerneuester Zeit wieder gemachten Versuch, das Neugriechische zum allgemeinen Völkermedium vorzuschlagen.

Das Kapitel schließt mit einer Probe der höchst vollendeten metrischen Übersetzungsgabe Hehn's, von der er leider nur selten Gebrauch gemacht hat:

»Wer mag dies süße Halbleatin nicht lieben,  
Es schmilzt, wie von des Weibes Mund ein Kufs,  
So weich, als wärs auf Seidenstoff geschrieben,  
Aus jeder Silbe klingt des Südens Grufs,  
Die Laute gleiten all in mildem Flufs,  
Da ist nichts nordisch roh, gequetscht, gerieben,  
Wie in der Sprache, die wir gurgelnd ächzen,  
Und speiend zischen, grunzen oder krächzen«. <sup>1)</sup>

(Byron, Beppo 44).

---

<sup>1)</sup> *I love the language, that soft bastard Latin,  
Which melts like kisses in a female mouth,  
And sounds as if it should be writ on satin,  
With syllables that breathe of the sweet south,  
And gentle liquids gliding all so pat in,  
That not a single accent seems uncouth,  
Like our harsh, northern, whistling, grunting guttural,  
Which we're obliged to hiss, and spit, and sputter all.*

Eine andere, zwar sehr freie, aber darum um so treffendere Übersetzung Hehn's findet sich in den »Kulturpflanzen und Haustieren«:

Auf den Wein aus Gerste.

Du willst der Sohn des Zeus, willst Bacchus sein?  
Was hat der Nectarduftende gemein  
Mit dir, dem Stinkenden? Des Kelten Hand,  
Dem keine Traube reift im kalten Land,  
Hat aus des Ackers Früchten dich gebrannt.  
So heifse denn auch Dionysos nicht,  
Der ist geboren aus des Himmels Licht,  
Der Feuergott, der Geist'ge, fröhlich Laute,  
Du bist der Sohn des Malzes, der Gebraute«.

(Epigramm des Kaisers Julian).

### III. V. Hehn's historisch-linguistische Arbeiten, vor allem sein Buch über „Kulturpflanzen und Haustiere“.

Wir haben die Anfänge der linguistischen und kulturhistorischen Betrachtungen V. Hehn's bis in die Öde seines unfreiwilligen Aufenthaltes in Tula zurück verfolgen können. Unter den geschilderten günstigen Verhältnissen der Petersburger Stellung tauchte eine ganze Welt wissenschaftlicher Pläne in dem Kopfe Hehn's auf, von denen wir aus seinem Briefwechsel mit Berkholz (vgl. oben p. 9) uns einige Vorstellung machen können.

So schreibt er an diesen am 25. April 1864: »Eine Abhandlung möchte ich mit Dir zusammen schreiben: »Ur- und Kulturgeschichte der Esten resp. Finnen, erschlossen aus der Sprache derselben«. Es ist merkwürdig, wie sich die ältesten Berührungen der Esten mit Germanen, Slaven, Litauern, die Völkerstellung dieser nordöstlichen Gegenden in den Namen für Kulturbegriffe spiegeln. Es giebt Wörter, die nach Asien weisen und von den ungetrennten Indogermanen aufgenommen scheinen, z. B. Tochter, Schwester, andere die germanisch sind, aber vor der deutschen Lautverschiebung entlehnt, z. B. *kana* »Hahn«, *kakra* »Haber«, andere die skandinavische Gepräge tragen, noch andere, die rein slavisch sind. Ich habe manches für diesen interessanten Gegenstand gesammelt, aber ein besonders mächtiger Kultureinfluss war der der benachbarten Litauer — deren Sprache mir unbekannt ist, sodafs ich nicht beurteilen kann, was im Estnischen lettisch oder vielleicht umgekehrt im Lettischen estnisch ist. Und da müfstest Du eintreten«. Man sieht, es sind Gedanken, die später nach dem Vorgang von Rask und Dietrich von W. Thomsen »Über den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen« (aus dem Dänischen übersetzt von E. Sievers, Halle 1870) und A. Ahlqvist »Die Kulturwörter der westfinnischen Sprachen. Ein Beitrag zu der ältesten Kulturgeschichte der Finnen« ausgeführt worden sind. Eine Specialuntersuchung über die Beziehungen des Litauischen zu dem Westfinnischen steht noch aus.

Im Jahre 1871 wurde ein Aufsatz zur Erklärung schwieriger gotischer Wörter beabsichtigt: »Der Grundgedanke ist auch hier: nicht Urgewächs sondern Produkt des Völkerverkehrs, also das Gegenteil von Leo Meyer. Da ich im Litauischen nur ein Kind bin, so fehlst Du mir oft; allein thue ich hier jeden Schritt zagend«. Der Schrift über das Salz sollte eine Abhandlung über den Bernstein oder eigentlich über das *glesum* des Tacitus zur Seite treten.

Öfter ist von einem größeren Werke die Rede, in Bezug auf welches es am 22. Febr. 1870 heisst: »Jenes modern-ethnographische Werk, dessen Du erwähnst und bei dem ich das Bewußtsein habe, der Welt einiges neue sagen und ihr zugleich nützen zu können — müßte ein postumes bleiben. Gesammelt habe ich dazu manches, nicht bloß Notizen, sondern auch Reflexionen, noch mehr aber müßte ich vorher lesen«. In dem noch nicht zugänglichen Nachlaß Hehn's sollen, wie mir von zuverlässiger Seite geschrieben wird, zwei Schriften *res Judaeorum* und *res Ruthenorum* (Hehn's Erlebnisse in Rußland) vorhanden sein. Vielleicht sind dies Bruchstücke jenes Werkes, von welchem sich der Freund Berkholz sehr viel versprach.

In demselben Brief vom 22. Febr. 70 findet sich eine Auseinandersetzung über Skythen und Slaven, die in den gleichen Gedankenkreis zu gehören scheint: »Dafs die ackerbauenden Skythen Slaven gewesen, müßte mit gewichtigeren Gründen unterstützt werden, wenn ich es glauben soll. Erst 1000 Jahre nach Herodot sehen wir die wilden Scharen der Anten und Sklavinen in die Pontus- und Donaugegenden einbrechen; hätten sie schon früher da gewohnt, ihre Anwesenheit würde sich durch eine Menge Spuren verraten. Schafarik freilich wollte die Welt glauben machen, seine Stammgenossen seien die Väter des Ackerbaues in Europa — während alles dafür spricht, dafs sie diese friedliche Kunst erst nach den Germanen lernten, die doch zu Caesars Zeit noch rohe Anfänger darin waren. Die iranischen Einflüsse, die Herrschaft sarmatischer Sitten bei den ältesten Räufern der oberen Dnieprgegend erklären sich ganz natürlich aus der Nachbarschaft, dem Mädchenraub u. s. w. Ja, wer steht uns dafür, dafs es 500 Jahre v. Chr. schon Slaven im späteren Sinne überhaupt gab? Dafs die Skythen, wo Steppe war, nomadisierten, wo mehr nach Westen Ackerboden eintrat, das Feld bauten, hat nichts auffallendes, zumal der medopersische Stamm auch in Asien dasselbe doppelte Verhalten zeigt«.

Alle diese Pläne blieben unausgeführt. Vollendet aber wurde das groÙe Werk »Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang von Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen« und das Schriftchen »Das Salz. Eine kulturhistorische Studie«. Mit beiden werden wir uns eingehender zu beschäftigen haben.

An den Kulturpflanzen und Haustieren hatte Hehn bereits 1863 seit längerer Zeit gearbeitet, 1865 nennt er das Buch halb fertig, im Mai 1869 war es vollendet. Im Jahre 1870 erschien es zum ersten Mal

(Gebrüder Bornträger. Ed. Eggers, Berlin). 1874 wurde eine zweite Auflage nötig, die durch ein neues Kapitel über das Pferd und durch ein Vorwort vermehrt war, in welchem Hehn Stellung gegen zwei Recensenten, A. Grisebach und O. Heer, sowie zu der Frage nach der Urheimat der Indogermanen nahm, 1877 kam eine dritte, 1883 eine vierte, 1887 eine fünfte Auflage.

Der Grundgedanke dieses Werkes läßt sich ungezwungen an die Arbeiten Hehn's über Italien anknüpfen. Sollte in diesen die Eigenart der italienischen Landschaft, so wie sie jetzt ist, dem nordischen Beschauer näher gebracht werden, so soll hier der Beweis dafür geführt werden, daß diese Eigenart nicht von Urbeginn vorhanden war, sondern in wichtigen Punkten eine historisch gewordene ist. Nur erweitert sich in Folge dieser Untersuchungen der Schauplatz. Zwar bleibt Italien immer im Mittelpunkt des Interesses stehen; aber auf der einen Seite wird Griechenland als das Bindeglied Europas und Asiens, von welchem der wichtigste Kultureinfluß ausging, herangezogen, auf der anderen wird Italien in seiner Bedeutung für den Norden Europas, gewissermaßen als Ausfuhrhafen orientalisches-griechischer Kultur auch auf dem Gebiete der Kulturpflanzen und Haustiere, geschildert. »Griechenland und Italien sind in ihrem jetzigen Zustand das Resultat eines langen und mannigfachen Kulturprozesses und unendlich weit von dem Punkte entfernt, auf den sie in der Urzeit von der Natur allein gestellt waren. Fast alles, was den Reisenden, der von Norden über die Alpen steigt, wie eine neue Welt anmutet, die Plastik und stille Schönheit der Vegetation, die Charakterformen der Landschaft, der Tierwelt, ja selbst der geologischen Structur, insofern diese erst später durch Umwandlung der organischen Decke hervortrat und dann die Einwirkungen des Lichtes und der atmosphärischen Agentien erfuhr, sind ein in langen Perioden durch vielfache Bildung und Umbildung vermitteltes Product der Civilisation. Jeder Blick aus der Höhe auf ein Stück Erde in Italien ist ein Blick auf frühere und spätere Jahrhunderte seiner Geschichte. Die Natur gab Polhöhe, Formation des Bodens, geographische Lage: das übrige ist ein Werk der bauenden, säenden, einführenden, ausrottenden, ordnenden, veredelnden Kultur«. Das zu beweisen ist die vornehmste Aufgabe unseres Werkes. Bei ihrer Lösung bedient sich Hehn eines doppelten Mittels: der Geschichte und der Sprache.

Diese hier auf das glänzendste vereinigte historische und linguistische Methode kann gewissermaßen als eine Entdeckung V. Hehn's betrachtet werden, zu welcher der in *etymologicis* sehr kühne Geograph

Karl Ritter und der in sprachlichen Dingen ganz laienhafte Naturforscher P. de Candolle besten Falles als Vorläufer gelten können. Mancherlei Verwandtes mit Hehn zeigen H. F. Link in seinem sehr schätzbaren Buche »Die Urwelt und das Altertum, erläutert durch die Naturkunde« 2 Teile. Berlin 1821 und 22 und J. Beckmann in seinen eine wahre Fundgrube des Wissens bildenden »Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen«.

Alle früheren Bestrebungen dieser Art aber erscheinen gehoben und veredelt bei V. Hehn.

Mit einer Belesenheit ohne Gleichen hat er die Schätze des Altertums, vor allem auch die Geographen und Naturforscher, bis in die entferntesten Winkel durchforscht, um einen Anhalt für das erste Auftreten und die Herkunft einer Pflanze oder eines Tieres zu ermitteln. Nur einmal wird in den homerischen Gedichten der Dattelpalme (*φοίνιξ*) Erwähnung gethan. Der vielgewanderte Odysseus hat sie im fernen Delos am Altar des Apollon gesehn. Deutet dies nicht auf die Neuheit der Erscheinung, und im Zusammenhang damit der Name (*φοίνιξ* »der Punier«) auf die Herkunft des Baumes? Nirgends wird in der guten griechischen Zeit der Baum genannt, der später auch für die Volksernährung so wichtig war, die Kastanie. Erst in der römischen Kaiserzeit wufste man *juglandes* »Walnüsse«, *amygdalae* »Mandeln« und *nuces castaneae* »Kastanien« genau zu unterscheiden. »Hält man die Hauptstellen zusammen, so ergibt sich wenigstens eine unzweifelhafte pflanzengeographische Thatsache, nämlich die Herkunft aller dieser Früchte aus dem mittleren Kleinasien, besonders aber aus den Pontusgegenden, und zwar in verhältnismäßig später Zeit« (2.—3. Jahr. v. Chr.). Nur das Wort *καστανία* wufste Hehn nicht zu deuten; doch schien es ihm auf die armenische Sprache hinzuweisen, in der es P. de Lagarde in der That aufgefunden<sup>1)</sup> hat (*καστανία* = arm. *kaskeni*).

Wie die Palme, so wird unter den Haustieren der Esel (*ὄνος*) nur einmal in den homerischen Gedichten, in einem Gleichnis der Ilias, genannt. Er kann also, schließt Hehn, damals noch nicht zu den Gefährten des Menschen gehört haben.

Für die Bestimmung der Wanderungen, welche unter Führung des Menschen Pflanzen und Tiere gemacht haben, erweist sich besonders die Sprache wichtig. Reihen wie:

---

<sup>1)</sup> Vgl. Nachrichten d. G. d. W. z. Göttingen 1889, p. 299 ff. Übrigens hatte die angeführte Gleichung Lagarde schon in seinen Armenischen Studien (1877) aufgeführt.

Hebr. *gofet*, griech. *κυπάρισσος*, lat. *cupressus* »Cypresse«, hebr. *karkôm*, griech. *κρόκος*, lat. *crocus* »Safran«, hebr. *kammon*, griech. *κύμινον*, lat. *cuminum*, ahd. *chumin*, altruss. *kjuminü* »Kümmel«, np. *gul*, armen. *vard*, griech. *φρόδον*, lat. *rosa*, deutsch *rose*, np. *ldleh*, griech. *λείριον* u. s. w. beweisen zugleich den Gang, den diese Pflanzen in der Kulturgeschichte zurückgelegt haben.

So ergibt sich für Hehn ein doppelter Ausgangspunkt der süd-europäischen Vegetation: »Griechenland und Italien gingen aus der Hand der Geschichte als wesentlich immergrüne Länder hervor, ohne Sommerregen, mit Bewässerung als erster Bedingung des Gedeihens und dringendster Sorge des Pflanzers. Sie hatten sich im Laufe des Altertums semitisiert, und selbst die Dattelpalme fehlte nicht als lebendige Zeugin dieser merkwürdigen Metamorphose. Indefs neben der semitischen Strömung läuft ein anderer, der Zeit nach späterer Kultureinfluss von den Ländern im Süden des Kaukasus aus. Wir können beide integrierende Bestandteile der Kulturflora des Mittelmeers als den syrischen und den armenischen unterscheiden — die Namen Syrien und Armenien in weiterem Sinne genommen«. Sind wir über die Herkunft einer Pflanze im Zweifel, so brauchen wir nur zu sehen, ob dieselbe an der Hand der Kultur die Scheidewand der Alpen oder Cevennen noch übersteigt. Thut sie es, so entstammt sie armenisch-iranischem, nicht dem semitischem Boden. Auch haften nach Hehn an phönizischen Überlieferungen die semitischen Namen.

Aber auch von dem Rücken Syriens und Armeniens her, aus Persien, ja aus dem tropischen Indien sind Gewächse wie die Orangen nach dem Süden Europas gekommen.

Parallel der Entlehnung von Pflanzen geht die von Haustieren: Der Esel ist ein semitischer, das Maultier ein pontischer, der Haushahn ein indisch-persischer Abkömmling.

Verschieden sind die Motive, welche den Menschen bestimmten, gewisse Pflanzen oder Tiere bei sich einzuführen oder einführen zu lassen. Man kann dabei ein praktisches, ein religiöses und ein aesthetisches Motiv unterscheiden. Dem ersteren entsprang die Einführung des Weinstocks und des Ölbaums schon vor Homer, bezüglich während der Zeit der homerischen Dichtung, des Feigenbaums im Zeitalter der Odyssee und ältesten Lyrik, des Quittenbaums, der um 600 aus Creta eingeführt wurde, des Maulbeerbaums, der um die Zeit der attischen Tragödie einheimisch wurde, des Pflaumenbaums, der Wallnüsse und Kastanien, der Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen u. s. w. Als neue Nutztiere treten z. B. der Esel und das Maultier auf. Mit dem Kulte

des Apollo wanderte der Lorbeer, mit dem der Aphrodite die Myrte und der Granatapfel. Der letzteren Göttin war auch die weiße Taube heilig, die im Gegensatz zu der schwärzlichen Feldtaube erst im Anfang des fünften Jahrhunderts nach Hellas kam. Früher (zur Zeit des Theognis) war der Haushahn aus iranischem Lichtkultus nach Griechenland eingewandert. Schon lange war in Ägypten die Katze ein den Göttern geweihtes und dadurch gezähmtes Tier gewesen. Aber erst um 450 n. Chr. erscheint sie in Italien.

Dem Schmucke der Gärten oder der Landschaft dienen einerseits Blumen wie die persische Rose und Lilie und der orientalische Safran, andererseits Bäume wie die Cypresse, Pinie, Platane u. s. w. In den Höfen und Avarien erscheinen Pfau, Perlhuhn, Fasan u. s. w.

Der geschilderte Kulturproceß währt das ganze Altertum hindurch. Im Mittelalter wird er durch die Araber an bestimmten Stellen weitergeführt. Erst mit der Entdeckung Amerikas beginnt auch auf diesem Gebiete eine wirklich neue Epoche, an deren Anfang wir uns noch befinden.

Verweilen wir zunächst bei der im Bisherigen skizzierten Seite des Buches, so wird niemand dem wahrhaft genialen Unternehmen des Verfassers, die Eigenart der südeuropäischen Landschaft aus einem einheitlichen Gesichtspunkt historisch zu erklären, seinem Scharfsinn, seiner Gelehrsamkeit, dem Zauber seiner Darstellung uneingeschränkte Bewunderung versagen. Umsoweniger wird man sich zu bedenken brauchen, auf diejenigen Richtungen hinzuweisen, nach welchen die Untersuchungen Hehn's und ihre Ergebnisse einer Unterstützung oder Berichtigung zu bedürfen scheinen. War doch Hehn selbst von nichts weniger als von seiner eigenen Unfehlbarkeit überzeugt. »Ich zweifle nicht«, schreibt er am 18. Juli 1883, »dafs meine Schrift, die vor mehr als einem Dutzend Jahre zuerst erschien, in vielen Punkten Irriges enthält: war ich doch fast ohne Vorgänger und die Kühnheit des Unternehmens grofs«.

Eine Opposition gegen die Anschauungen Hehn's ging von naturwissenschaftlicher Seite, und zwar von dem hervorragenden Botaniker A. v. Grisebach aus (Göttinger Gel. Anz. 1872, 2, p. 1766 ff.).

Grisebach erkennt durchaus an, dafs Hehn auch auf dem physischen Gebiete der von ihm behandelten Fragen selbst die schwierigsten Controversen beherrsche und dafs er auch in diesem Teile seiner Schrift zu selbständigen und reiflich erwogenen Ergebnissen gelangt sei.<sup>1)</sup>

---

1) Über seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse äufert sich Hehn mit der ihm eigenen Selbstironie: »Dabei fällt mir ein, dafs vor einigen Jahren

Sodann aber macht Grisebach eine Reihe formell sehr höflicher, aber sachlich doch sehr einschneidender Bedenken gegen Hehn geltend. Hehn verwickle sich in einen Widerspruch, indem er das Klima der südlichen Länder einmal als eine Folge ihrer Lage und dann wieder als eine Folge einer allmählich eingeführten Vegetation auffasse. Es sei aber irrtümlich, aus dem Umstand, daß Namen und Gebrauch der meisten Kulturgewächse zuerst im Orient aufgekommen und von da in das ähnliche Klima Griechenlands übertragen worden sein, den Schluß zu ziehn, daß nicht dieselben Pflanzen, ohne gewürdigt oder veredelt zu sein, vielleicht unter anderer Bezeichnung schon vorher daselbst einheimisch gewesen sein könnten.<sup>1)</sup> »Wenn die ursprüngliche Heimat eines Gewächses bestimmt werden soll, muß man sich hüten, die Bahnen der Naturerkenntnis und der Naturbeherrschung, die im Laufe der Geschichte von Osten nach Westen führten, nicht mit den natürlichen Hilfsquellen selbst oder mit den natürlichen Wanderungen der Gewächse zu verwechseln, die aller Kultur vorausgehn konnten und von klimatischen und anderen physischen Bedingungen abhängig sind«. Um den örtlichen Ausgangspunkt eines Gewächses zu bestimmen, empfehlen sich nach Gr. die Methoden des Naturforschers, deren er drei unterscheidet (Schlüsse aus der Art des Vorkommens und der Bildungsweise einer Pflanze, aus ihrer klimatischen Adaptation, aus den in ihrer Organisation ähnlichen Organismen), schon durch ihre größere Mannigfaltigkeit und Schärfe der Begründung. So nähmen z. B. die Kastanienwälder an dem Südabhang der Alpen und auf den meisten südeuropäischen Gebirgen eine klimatisch so fest bestimmte Übergangsregion zwischen den Baumformen des Nordens und Südens ein, daß wir keinen Waldbaum

---

auch der preussische Minister für Landwirtschaft mich für einen kundigen Agronomen hielt, er schickte einen seiner Geheime räte zu mir, um mich zu einer Beratung einzuladen; glücklicherweise war es gerade Sommer und ich gar nicht in Berlin anwesend, sodas ich der Mühe überhoben war, nach einem Vorwand oder Versteck zu suchen. Gestehen Sie aber, daß ich mich doch nicht ungeschickt als Naturforscher costümiert habe, da ich selbst erfahrene Zuschauer habe täuschen können«. W., p. 137.

<sup>1)</sup> Ähnliches könnte in der Tierwelt in gewissen Fällen stattgefunden haben und hat es zuweilen. So kommt z. B. der Fuchs bei Homer und Hesiod noch nicht vor, sondern tritt erst bei Archilochus und zwar gleich in dem Gewande einer Fabel mit dem Prädicate der Schlaueit auf. Niemand wird hieraus folgern, daß es keine Füchse zu Homer's und Hesiod's Zeit gegeben habe, sondern nur darauf wird man schliesen dürfen, daß die geistigen Eigenschaften des Tieres, die wahrscheinlich die Semiten zuerst erkannten und der Fabel einverleibten, in jener Zeit noch unbeachtet blieben.

kennen, der ihre Stelle ebenso sehr den physischen Bedingungen angepaßt zuvor hätte vertreten können, so lange das heutige Klima dort bestand, und dieses wieder sei mit der plastischen Bildung des Kontinents so eng verbunden, daß Änderungen desselben nur nach geologischen, nicht nach historischen Zeugnissen zu bemessen sein. Die auf das späte Auftreten individueller Namen für die Kastanie sich stützenden Argumente Hehn's (vgl. oben p. 47) seien demgegenüber hinfällig, umso mehr als die efsbaren Eicheln der Alten (*φηγρός*) eben wohl Kastanien gewesen sein (?).

Ob und in wie weit die von Grisebach empfohlene naturwissenschaftliche Methode zuverlässiger sei als die von Hehn eingeschlagene historisch-philologische vermag der Verfasser dieses Aufsatzes leider nicht zu entscheiden. Im allgemeinen scheint bei den Naturforschern, wie eingezogene Erkundigungen ergaben, eine gewisse Skepsis gegen die Ergebnisse des Hehn'schen Buches zu bestehen, indem man meint, daß der Verfasser den in dem Motto des Buches ausgesprochenen, nur mit Einschränkung richtigen Satz: »Was ist Europa, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepropft und erst dadurch veredelt werden mußte« (Schelling) fälschlich als uneingeschränkt gültig zu erweisen versucht habe.<sup>1)</sup> In jedem Fall wird man der Naturforschung ihr volles Recht zugestehen müssen, in diesen Fragen ihre gewichtige Stimme geltend zu machen. Man wird also von der Zukunft einen historisch und philologisch genügend geschulten Naturforscher zu erwarten haben, der die hier geschilderten Gegensätze wie z. B. den hinsichtlich des Alters der Kastanie in den klassischen Ländern, zu versöhnen im stande wäre.

Wie steht es nun mit der historisch-linguistischen Beweisführung Hehn's selbst? In dieser Beziehung möchte das aus den klassischen Schriftstellern zu entnehmende Material durch Hehn endgültig erschöpft sein, wohl aber dürfte für den, welcher die von Hehn angebahnten Untersuchungen weiterzuführen beabsichtigt, vor allem die linguistische

---

<sup>1)</sup> Nicht selten gehen übrigens die Naturforscher selbst stark auseinander. So leitet Grisebach mit Hehn den Ölbaum aus Syrien ab, während ihn Koch in seinem Buch »Die Bäume und Sträucher des alten Griechenlands«, 2. Aufl. Berlin 1884, mit Schweinfurth in Nubien einheimisch sein läßt u. s. w.

Die Einwendungen O. Heer's gegen Hehn beziehen sich auf das Vorkommen von Myrten-, Lorbeer- und Mastixblättern in den ältesten Tuffen am Fusse des Ätna, sind also paläontologischer Natur. Man vgl. dazu wie auch zu der Kritik Grisebach's die Entgegnung Hehn's in dem Vorwort der zweiten Auflage.

Seite des Buches einer genauen Revision bedürfen. Seitdem zu lat. *vinum* und griech. *ῥαῖνος* das armen. *gini* und das alb. *venε* (\**vainā*) hinzugetreten sind, wird man nicht mehr geneigt sein, die klassischen Wörter aus dem hebr. *ja'in* abzuleiten. Die Wort- und Kulturreihe griech. *σῦκον*, lat. *figus*, got. *smakka*, altsl. *smoky*, in welcher »das ursprüngliche Digamma von *σῦκον* den Goten, als sie an die Donau gezogen waren, in Gestalt eines *m* mit dem Hilfsvocal *a* entgegenklang«, wird nicht mehr aufrecht erhalten werden können. Die Annahme, daß der Granatapfel aus semitischem Kulturkreis nach Griechenland gekommen sei, wird man nicht »allein schon« auf eine Gleichung wie *ῥοιαι* = hebr. *rimmon* stützen wollen. Die Meinung, *ῥνος* sei entlehnt aus hebr. *atōn* oder *mannus* und *buricus* verstümmelt aus *ἡμίονος* und *ἀρεῦς* dürfte vor einer strengeren Auffassung lautlicher Entsprechungen hinfällig geworden sein u. s. w.

Der gediegene Kenner orientalischer Sprachen wird auf dem Gebiet der Kulturpflanzen und Haustiere eine reiche Nachlese zu dem Material Hehn's halten können, wie denn neuerdings Lagarde — leider nicht ohne die bei ihm üblichen Ausfälle, diesmal gegen den Begründer dieser Studien selbst — wertvolle Beiträge in den Nachrichten d. Ges. d. W. zu Göttingen geliefert hat.<sup>1)</sup> Andere wichtige Schriften sind z. B. das Buch von F. Hommel »Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern« (Leipzig 1879) oder das von Loew »Die aramäischen Pflanzennamen« (Leipzig 1881).

In historischer Hinsicht möchte ich z. B. den Versuch Hehn's, den Lorbeer, der schon Homer und Hesiod wohl bekannt ist, und dessen griech. Name *δάφνη*, *δαύχνα* bis jetzt zu keiner Verknüpfung weder mit Asien noch mit Italien (*laurus*) geführt hat, als nicht überzeugend betrachten. Auch nach dieser Seite hin dürfen wir von Schliemann's Ausgrabungen und denen seiner Nachfolger noch manches neue erwarten. Hehn hatte von diesem Forscher, wie von allem, was nach Prähistorie schmeckte (vgl. unten), eine sehr schlechte Meinung. So schreibt er

---

<sup>1)</sup> Vgl. oben p. 47 über armen. *kaskeni*. An derselben Stelle leitet Lagarde den Ölbaum von der Süd-Küste Kleinasiens, aus eranischem Gebiet ab und erklärt das griech. *ἔλαιον* aus dem Armenischen (*ωλ, ευλ, ελ* »Öl«).

Nachrichten 1886 p. 141 wird *λείριον* besprochen und nicht mit dem persischen Wort (vgl. oben p. 48) verbunden, dessen eigentliche Bedeutung gar nicht »Lilie« sei, sondern mit ägypt. *ῥηρι* »die weiße Lilie«. Ebendasselbst über *νάρδος*.

Die Göttinger Gel. Abh. 1878 enthalten eine Bemerkung Lagarde's über die Citrone.

1880 an Wichmann:<sup>1)</sup> »Am meisten erschüttert und zugleich erfreut hat mich in den letzten Wochen eine Kritik von L. Stephani in Petersburg (im neuesten *Compte-Rendu* der *Comm. archéol.*), wonach die Funde Schliemann's in Troja und Mycenä, der Schatz des Priamus, das Grab des Agamemnon u. s. w. nicht in eine dunkle Ur- und Vorzeit, sondern in das Jahr 267 n. Chr. gehören und von gotischen Barbaren am Pontus herrühren. Die Beweisführung ist schlagend und mir dadurch ein Stein vom Herzen gewälzt; Schliemann und die Griechen aber und Gladstone und die Engländer werden sich garstig erbozen und ärgern«.

Hehn hat in dieser geringschätzigen Beurteilung der Funde Schliemann's mit so vielen anderen geirrt, und so geben denn z. B. die bei der Ausgrabung des Kuppelgrabes von Vafio bei Amyclae durch Tsuntas gefundenen Goldbecher, auf denen kultivierte Ölbäume dargestellt sind, sowie der Umstand, dafs Olivenkerne in mykenischen Gräbern gefunden wurden (*Εφημ. ἀρχαιολ.* 1888 p. 136), für das Alter der Olivenkultur in Griechenland, die Hehn für die homerische Zeit nicht eigentlich anerkennen wollte, zu denken.

Wenn wir die im bisherigen betrachtete Seite des Hehn'schen Werkes als die pflanzen- und tiergeographische bezeichnen können, so ist dasselbe doch noch in einer anderen Richtung für die Kulturgeschichte von höchster Bedeutung geworden, welche wir kurz die der Urgeschichte der Völker unseres Stammes nennen wollen. Darin liegt gerade das anziehende, ich möchte auch sagen das künstlerische dieses Buches, dafs es nirgends die Geschichte der Pflanzen und Tiere für sich, sondern immer in ihrer Beziehung zu den Menschen, ihrem Treiben und Thun darstellt. So finden sich denn in den Gang der Darstellung zahlreiche Abschnitte eingeflochten, welche sich mit der Geschichte der idg. Völker und ihrer Kulturentwicklung beschäftigen, wie »Urzeit«, »Griechen, Italer, Phönicier«, »Ansässigkeit, Baumzucht«, »Bienenzucht«, »Steinbaukunst«, »Zucht der Vögel«, »Falkenjagd«, u. s. w. Eine neue Stufe in dem Vorwärtsschreiten auf der Bahn der Gesittung bildet bei den idg. Völkern weniger der Ackerbau, der noch bei einem halb nomadischen Leben denkbar ist, als vielmehr die Baumzucht. »Wo die Kultur der drei genannten Gewächse, des Weines, der Feige und des Ölbaums, in größerem Mafsstab sich festsetzte, da mußte Lebensart und Beschäftigung der Menschen eine andere werden, das Land ein anderes Aussehen gewinnen. Die Baumzucht war ein Schritt mehr auf der Bahn fester Niederlassung: erst mit ihr und durch

---

<sup>1)</sup> W., p. 69.

sie wurde der Mensch ganz ansässig. . . . . Erst mit der letzteren ging das Gefühl örtlicher Heimat und der Begriff des Eigentums auf. Der Baum muß Jahre lang erzogen und getränkt werden, ehe er Frucht giebt; dann giebt er sie jedes Jahr, indess der Bund mit dem einjährigen Grase, das die Demeter säen gelehrt, in dem Augenblick aufgelöst ist, wo die Frucht geerntet worden« u. s. w. Erst in ihrer neuen Heimat sind Griechen und Römer, jene durch die Berührung mit der Kultur des Orients, diese durch ihre Beziehungen zu Griechenland in diesem Sinne civilisierte Völker geworden. Indem die Schilderung dieses Processes sich durch das ganze Buch hindurchzieht, kann der Verfasser die Frage nicht umgehen, wie die Gesittung der beiden klassischen Völker beschaffen gewesen sei, bevor sie in Hellas und Italien einzogen, zu jener Zeit, in welcher sie noch mit Slaven, Germanen und Kelten, mit Indern und Persern fern in Asien wohnten oder mit den europäischen Verwandten auf der Wandrung durch die Wildnis unseres Erdteils begriffen waren. Die Beantwortung dieser Frage mußte zu einer Auseinandersetzung mit den Lehren der sogenannten linguistischen Paläontologie führen.

Nachdem durch Franz Bopp die Einheit des indogermanischen Sprachstamms bewiesen worden war, hatte zuerst Adalbert Kuhn (1845) den Versuch gemacht, aus dem reconstruierten Wortschatz der Ursprache die Kultur des indog. Urvolkes zu erschließen. Dieser Gedanke hatte rasch Beifall gefunden, und die hervorragendsten Sprachforscher wie A. Schleicher, M. Müller, Th. Benfey und viele andere hatten mehr oder weniger ausführlich demselben Ziele nachgestrebt. Der Genfer Gelehrte Adolphe Pictet hatte ein umfangreiches Werk *Les origines Indoeuropéennes* (1859—63) veröffentlicht.

Die Methode, welcher sich diese Forscher dabei bedient hatten, war eine ziemlich rohe gewesen. Namentlich hatte man sich um die ursprüngliche Bedeutung einer urverwandten Wortreihe wenig gekümmert.

Da scrt. *purí* = griech. *πόλις* »Stadt« bedeutet, mußten die Indogermanen in Städten gewohnt haben, da scrt. *áçva* = griech. *ἵππος* das gezähmte Pferd bezeichnet, mußte dieses zu den Haustieren der Urzeit gezählt haben.

So hatte sich allmählich die Anschauung herausgebildet, daß schon die ungetrennten Indogermanen in Familie, Staat und Gemeinde wohlgeordnet gewesen sein, daß sie Viehzucht und Ackerbau getrieben hätten, daß sie im Besitz fast aller unserer heutigen Haustiere gewesen wären, daß sie die Ausbeutung und Bearbeitung der wichtigsten, wenn nicht aller Metalle kannten u. s. w.

Diesem »indogermanischen Idyll« stellt nun Hehn seinerseits ein Gemälde der Urzeit gegenüber, das namentlich in den Anmerkungen seines Buches ausgeführt ist, von denen viele kleine wissenschaftliche Abhandlungen für sich bilden. Die ausführlichsten handeln von dem Ackerbau und von den Metallen.

V. Hehn stellt seine Anschauungen über die Urzeit der Indogermanen nicht in erster Linie auf sprachwissenschaftliche, sondern auf historische Combinationen: alle Züge, welche unter der schimmernden Decke des klassischen Altertums als Zeugen einer weniger sonnigen Vorgeschichte hervorschauen, werden eifrig gesammelt und in Vergleichung gebracht mit den zerstreuten Nachrichten, welche die Schriftsteller des Altertums und Mittelalters über Gebräuche und Sitten, Sprache und Geschichte des nichtklassischen Europas, vor allem der indog. Nordstämme, der Kelten, Germanen und Slaven überliefert haben. Wie viel zur Belebung dieses gelehrten Materials Hehn seinem Aufenthalt im Innern Rufslands verdankte, wo ihm die Verhältnisse der Urzeit vielfach handgreiflich entgegentraten, haben wir oben (p. 26) gesehn. Auch der Umgang mit seinem berühmten Landsmann K. E. v. Baer, der vielfach Reisen in die entferntesten Grenzgegenden des russischen Reiches gemacht hatte, war für Hehn in dieser Beziehung bedeutungsvoll. In dem von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen privilegierten Kalender vom Jahre 1863 hatte v. Baer einen Aufsatz »Die frühesten Zustände der Menschen in Europa« veröffentlicht, der auf Hehn's Grundvorstellungen sichtlich von Einfluß gewesen ist (vgl. Baltische Monatsschrift VIII, 6, p. 557). Im übrigen war Hehn selbst ein ausgezeichnete Kenner der auf die von ihm behandelten Gebiete bezüglichen Reiseliteratur. Nur selten bedient sich Hehn der Sprache als seines Ausgangspunktes; aber wo immer sie nur dazu geeignet scheint, ergänzt, erweitert, begründet er sein Bild durch sie. Dabei läßt er es nicht an einer scharfen Kriegsführung gegen die bisherige Methode, die Sprachvergleichung zu kulturhistorischen Schlüssen zu verwenden fehlen. Namentlich sind es zwei Einwendungen, welche er gegen dieselbe erhebt.

»Wer«, so sagt er, »mit den alten Wörtern neue Kulturbegriffe verbindet, der wird freilich in der Zeit der frühesten Anfänge ohne Mühe unser heutiges Leben wiederfinden«. Aus der oben angeführten Gleichung scrt. *áçva* = lat. *equus*, griech. ἵππος folgt ihm nichts anderes, als daß die Indogermanen vor ihrer Trennung ein Wort *akva* besaßen und damit das Pferd (»das schnelle«) benannten. Die Domestication dieses Tieres liege in der Sprache nicht einmal angedeutet.

Von gleichem Gesichtspunkte aus warnt Hehn davor, in alte Verbalwurzeln, welche durch ihre Übereinstimmung bei den verschiedenen idg. Völkern die Ausübung einer gewissen Fertigkeit in der Urzeit zu beweisen scheinen, einen zu modernen Sinn zu legen, wie etwa bei dem Zeitwort »weben« u. a. m. »Wie leicht schiebt sich der Phantasie des Sprachvergleichers ein jetziger Webstuhl, ein hindurchfliegendes Schiffchen etc. unter«.

Der zweite Punkt, durch welchen sich Hehn von den früheren linguistischen Paläontologen unterscheidet, liegt in der großen Ausdehnung, welche derselbe dem Begriffe Lehnwort einräumt. Es ist ein Grundgedanke Hehn's, der sich, wie wir sahen, weit in seinem Leben zurückverfolgen läßt (oben p. 27), daß unzähliges, was vorhistorischer Kulturerwerb erscheine, erst in späteren Zeiten durch den Völkerverkehr, durch Wanderung, durch Entlehnung sich in der indog. Völkerwelt verbreitet habe.

Daß wir dies nicht mit voller Klarheit erkennen, liege an dem Umstand, daß große Glieder der indog. Völkerkette unwiederbringlich verloren gegangen sind. »Wäre uns die Sprache des großen thrakisch-illyrischen Volksstammes erhalten, der gewiß schon in sehr alter Zeit eine Menge Kulturbegriffe nach Norden hin vermittelte, wir würden in der Urgeschichte Europas bei weitem klarer sehn. Manches was uns jetzt mit dem Schein der Urverwandtschaft täuscht, würde sich dann als Kulturwandlung erweisen«. Es erfüllte Hehn mit Freude, wenn ihm eine neue Sprach- und Kulturentlehnung wahrscheinlich gemacht zu sein schien. So schrieb er im Jahre 1886 dem Verfasser dieser Blätter die für Hehn's linguistischen Standpunkt charakteristischen Worte: »Gefreut hat mich z. B., daß Sie das deutsch-slavische Wort *kaufen* doch von *caupo* ableiten, was die jüngsten Cimbern und Teutonen gezeugnet hatten. Ich möchte überhaupt wissen, nach welchen formalen Kriterien entschieden wird, ob ein Wort einheimisch oder entlehnt ist? Über die vorhandene oder fehlende Lautverschiebung kommt der Patriot leicht hinweg; auch unverschobene Wörter lassen sich durch Buchstaben-Feinheiten als grund- und urdeutsch erweisen, während notorische Fremdwörter nicht selten deutsche Lautform erhalten haben; bald spricht die Seltenheit, bald reiche mundartliche Entfaltung für das eine und das andere«.

Eigenartig ist auch die Vorstellung, welche sich Hehn von der Entstehung solcher Sprach- und Kulturreihen wie *ar* »pflügen« (*arare*), *mel* »mahlen« (*molere*), *sē* »säen« (*serere*) macht, auf welche man nach Lottner's und A. Fick's Vorgang die Annahme eines vor-

historischen Ackerbaus der europäischen Indogermanen gründete. Hehn giebt zwar die Möglichkeit eines solchen vor Ende der Wanderungen zu, neigt sich aber »persönlich mehr der entgegengesetzten Ansicht zu«. »Man bedenke, daß in jener frühen Epoche die Sprachen sich noch sehr nahe standen und daß, wenn eine Technik, ein Werkzeug u. s. w. von dem Nachbarvolke übernommen wurde, der Name, den es bei diesem hatte, leicht und schnell in die Lautart der eigenen Sprache übertragen werden konnte. Wenn z. B. ein Verbum *molere* in der Bedeutung zerreiben, zerstückeln, ein anderes *serere* in der Bedeutung streuen in allen Sprachen der bisherigen Hirtenstämme bestand und der eine von dem andern allmählich die Kunst des Säens und Mahlens lernte, so mußte er auch von den verschiedenen Wortstämmen ähnlicher, aber allgemeinerer Bedeutung gerade denjenigen für die neue Kunst individuell fixieren, mit dem der lehrende Teil dieselbe bezeichnete«.

Auf dieser methodischen Grundlage erhebt sich das Gemälde, welches Hehn von der Ur- d. h. bei ihm der Wanderzeit der Indogermanen entwirft und dessen hauptsächlichste Züge, wie wir sie bereits an einem anderen Orte zusammengestellt haben, wir hier mitteilen:

»Die Indogermanen jener Zeit sind ein wanderndes Hirtenvolk, dessen Einzug nach Europa etwa mit der kriegerischen Einwanderung semitischer Hirtenvölker in Palästina oder auch mit der Kalmuckenwanderung vom 5. Jan. 1771, von der Humboldt in seinem Centralasien erzählt, verglichen werden kann. Ihre Herden können aus Rindvieh, Schafen und Schweinen bestanden haben, noch fehlt ihnen das Pferd, der Esel, das Maultier, die Ziege, sämtliches Geflügel, die Katze. Die Rasse der Haustiere ist eine geringere. Die Wolle des Schafes wird ausgerupft und zu Filzdecken und Filztüchern zusammengestampft, nicht verwebt; dagegen verstehen sich die Weiber darauf, aus dem Bast der Bäume, besonders der Linde, und aus den Fasern der Stengel mancher Pflanzen, besonders der nesselartigen, Matten und gewebeartige Zeuge, Jagd- und Fischernetze zu flechten, wie auch das rohe Leder der Jagd- und Herdentiere mit steineren oder hölzernen Nadeln zusammenzunähen.

Die Nahrung der Urzeit besteht aus Fleisch und Milch, welche letztere zu Käse und Butter noch nicht verarbeitet wird. Der Met, ein Honigtrank, der von den wilden Bienen der ungeheuren Waldungen gewonnen wird, ist das älteste berauschende Getränk der in Europa einwandernden Indogermanen. Bier und Wein sind unbekannt. Zur Wohnung für den Menschen dient im Winter die unterirdische, künstlich gegrabene Höhle, von oben mit einem Rasendach oder mit Mist verdeckt, im Sommer der Wagen selbst oder in der Waldregion die

leichte, aus Holz und Flechtwerk errichtete zeltähnliche Hütte. Je weiter nach Süden, desto leichter wurde es, das Vieh zu überwintern, das im höheren Norden während der rauhen Jahreszeit nur kümmerlich unter dem Schnee seine Nahrung fand und unter ungünstigen Umständen massenhaft zu Grunde gehen mußte — denn der Herde ein Obdach zu schaffen und getrocknetes Gras für den Winter aufzubewahren, sind Künste späteren Ursprungs, die sich erst im Gefolge des ausgebildeten Ackerbaues einfanden. Von Metallen war den einwandernden Hirten nur das Kupfer bekannt, ohne dafs sie es indes zu Werkzeugen etc. zu verarbeiten verstanden hätten. Die indogermanische Urzeit gehört vielmehr dem Steinalter an. Zum Bogen dient besonders das Holz der Eibe, zum Schaft des Speeres das der Esche, auch des Holunders und Hartriegels, zum Schilde ein Geflecht aus Ruten der Weide; die Bäume des Urwalds, von riesenhaftem Wachstum, werden durch Feuer und mit der steinernen Axt zu ungeheuren Böten ausgehöhlt. Auf dem Räderwagen, einer früh erfundenen Maschine, die ganz aus Holz zusammengefügt war, und an welcher Holzpföcke die Stelle der späteren eisernen Nägel vertreten, wird die Habe der Wanderer, ihre Melkgefäße, Felle etc., mitgeführt.

Auch aus dem Familienleben der Urzeit blicken uns finstere Züge entgegen. Greise, wenn sie zum Kampfe kraftlos geworden, gehen freiwillig in den Tod oder werden gewaltsam erschlagen; ähnlich auch unheilbare Kranke. Dem Häuptling folgen seine Knechte, Weiber, Pferde, die später in halbwildem Zustand in Herden gehalten werden, und Hunde in das Grab nach; die Frau wird geraubt oder gekauft, das Neugeborne vom Vater aufgehoben oder verworfen und ausgesetzt. Aus dem Familienverbände und der Herrschaft des Patriarchen geht in weiterem Wachstum der erst engere, dann umfassendere des Stammes hervor; aber erst als aus dem halbnomadischen Ackerbauer der ansässige Baumgärtner geworden ist, bildet sich der Begriff des vollen Eigentums, erheben sich Rechts- und Eigentumsfragen mit dem Nachbar, gestaltet sich eine feste politische Ordnung.

Die Sinnesweise eines viehschlachtenden Hirtenvolkes ist blutig und grausam, von Aberglauben erfüllt, von Zauberei geleitet. Die Naturgewalten haben noch keine menschlich-persönliche Gestalt angenommen: der Name Gottes bedeutete noch Himmel. Eine erste Regung der Abstraktion offenbart sich in der Ausbildung des Decimalsystems, dem aber der Begriff tausend noch fehlt. Im übrigen bildet die Sprache einen verhältnismäfsig intakten, vielgegliederten, von lebendigen Gesetzen innerlich beherrschten Organismus, wie er nach Jahrtausenden die Freude

und Bewunderung des Grammatikers ist, und wie er nur im Dunkel eingehüllten Geistes und unmittelbaren Bewußtseins wächst und sich entfaltet«.

Jeder, der die auf die Urzeit der Indogermanen bezüglichen Studien seit dem Auftreten V. Hehn's verfolgt, bemerkt den außerordentlichen Einfluß, welchen derselbe auch nach dieser Seite der Wissenschaft hin ausgeübt hat. Ja, es ist nicht zu viel gesagt, daß mit dem Buche dieses Mannes eine neue Epoche in der Erforschung der idg. Urgeschichte beginnt. Gleichwohl wird man im Interesse eben dieser Wissenschaft sagen müssen, daß auch der eben betrachtete Teil seines Werkes stellenweis von einer gewissen Einseitigkeit, ich möchte sagen von einer Übertreibung des Richtigen nicht frei ist. Sein Bestreben, überall sprachliche Entlehnung nachzuweisen, bringt ihn nicht selten in bedenklichen Conflict mit den Lautgesetzen, deren Bedeutung Hehn überhaupt zu gering schätzte, selbst wenn man die Zeit bedenkt, in welcher seine Bücher zuerst erschienen. Noch in der fünften Auflage (1887) wird griech. *χίλοι* als entlehnt aus indo-iranischem *sahásra-hazáira* betrachtet, *μόροι* als entlehnt aus zend. *baêvare*, *αἶτος* aus slav. *zito*, deutsch *bier* aus *bibere*, griech. *βούτυρον* aus magy. *vaj*, lapp. *wuoj* u. s. w. Ebendasselbst werden die Thraker (*Θρήκες!*) als die rauhen (*τραχύς*), die Myner als die kleinen (*minus*), die Leleger (»in anderer Form Lokrer«) als die *selecti* gedeutet u. s. w.

Auch in sachlicher Beziehung scheint mir Hehn zusehr darauf auszugehen, alle gleichen oder ähnlichen Kulturerscheinungen von einem einzigen Ausgangspunkt herzuleiten, wofür etwa auf die von Hehn angenommene Entlehnung der Sitte des Wagenkampfes seitens der britischen Kelten von vorderasiatischen Stämmen verwiesen sei.

Gewiß ist es ferner richtig, sich die Entstehung europäischer Gleichungen wie *ἀρόω-arare* etc. so wie Hehn (vgl. oben p. 56) vorzustellen. Dasselbe wird man aber auch bei indogermanischen Gleichungen wie etwa scrt. *pac*, griech. *πέσσω*, lat. *coquo*, slav. *peka* »kochen« oder scrt. *siv*, griech. *χυσύω*, lat. *suo*, got. *siuja*, lit. *siuwù* »nähen« thun müssen. Auch solche Wörter werden in einem bestimmten Clan oder in einer bestimmten Hausgemeinde zuerst aufgekommen sein und sich von da über das übrige idg. Sprachgebiet der Urzeit ausgebreitet haben. Die Hauptfrage scheint mir dabei nicht die zu sein, ob hier Urverwandtschaft oder Entlehnung vorliegt — zwei in der That in jenen alten Zeiten in einander übergehende Begriffe —, sondern ob wir uns die Entstehung solcher Gleichungen noch in einer Zeit denken dürfen, in welcher die idg. Völker bereits in ihren historischen Wohnsitzen angekommen

waren oder ob wir sie in eine Epoche verlegen müssen, in welcher die idg. Völker wie sprachlich so räumlich einander näher standen und keine allophylen Elemente sich zwischen sie geschoben hatten. Verneint man das erstere und bejaht das letztere, so wird man durch die angeführten Gleichungen mit großer Deutlichkeit auf einen vorhistorischen Ackerbau der europäischen Indogermanen geführt, den Hehn gern in Abrede stellen möchte.

Wie man sich die Entstehung einer solchen europäischen Kulturgemeinschaft im einzelnen vorstellt, ob so, daß dieselbe alle europäischen Indogermanen auf einmal umfaßt habe, oder so, daß gewisse Kulturbegriffe sich erst bei einem Teile derselben ausbildeten und dann von den übrigen übernommen wurden, ist für diese Frage gleichgiltig.

V. Hehn empfand es selbst als eine sein Buch ergänzende Aufgabe festzustellen, »welche seiner eigenen wilden Pflanzen das Abendland auf die gleiche Weise zur Kultur erhoben hat (p. 457), sei es direkt oder nach dem Vorbild des Ostens und Südens«. Hätte Hehn diese Kehrseite seines Buches selbst bearbeitet, so würde er vielleicht in mancher Beziehung seine weitgehenden Ansichten von der verhältnismäßig späten Wanderung alter Ackerbaupflanzen modifiziert haben. In keinem Falle läßt sich die Annahme von Entlehnungsreihen wie griech. ἐρέβινθος, lat. *ervum*, ahd. *arwiz* oder gar dak. *dyn* »Nessel«, griech. λίνον, lat. *linum* etc. länger aufrecht halten. Und auch in sachlicher Hinsicht dürften die Beweise Hehn's z. B. für die Herkunft der Erbse aus Innerasien, während die Linse dem Orient entstamme, für die Abstammung der Zwiebel und des Lauchs etc. nicht völlig überzeugend sein. Vor der Hand wird der Sprachforscher immer noch besser daran thun, Gleichungen wie griech. κρόμμυον, lit. *kermùszè*, ir. *crem*, nhd. *rams*, griech. λίνον, lat. *linum*, got. *lein* etc., griech. ἀραχός — ahd. *arwiz*, ἐρέβινθος — lat. *ervum* (vgl. τάρβος-*torvus*), griech. φαχός — alb. *badε* etc. etc. historisch auf gleiche Stufe mit Reihen wie *mel*, *sē*, *ar*, *mely* zu stellen und sie mit diesen dem Ackerbau einer vorhistorischen Kulturgemeinschaft der Indogermanen Europas zuzuschreiben.

Neben der pflanzen- resp. tiergeographischen und der urgeschichtlichen Seite des Buches läßt sich noch eine anthropologische unterscheiden, über welche schließlich noch einige Worte gesagt seien.

Mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit wendet sich Hehn in dem Vorwort der zweiten Auflage gegen die, welche die Herkunft der Indogermanen nicht, wie er, aus Asien, sondern aus Europa abzuleiten versuchen: »Da geschah es, daß in England, dem Lande der Sonder-

barkeiten, ein origineller Kopf (gemeint ist Latham) es sich einfallen liefs, den Ursitz der Indogermanen vielmehr nach Europa zu verlegen; ein Göttinger Professor (Benfey) eignete sich aus irgend einer Grille den Fund an; ein geistreicher Dilettant in Frankfurt (Geiger) stellte die Wiege des arischen Stammes an den Fufs des Taunus und malte die Scenerie weiter aus«.

Freilich was Hehn selbst an Gründen für die ältere Hypothese vorbringt (westliche Wanderrichtung asiatischer Völker, Asien der Schauplatz der Kinderzeit unseres Geschlechtes, Nachbarschaft der Semiten und Indogermanen, Alter des Sanskrit und Zend) dürfte kaum über das von Pott, Lassen u. a. gesagte hinausgehn und heute niemanden mehr überzeugen.

Der Verfasser erinnert sich aus einem eingehenden Gespräch mit V. Hehn über diesen Gegenstand, dafs derselbe später, wenn nicht an seiner Ansicht, so doch an den für dieselbe vorgebrachten Gründen selbst irre geworden zu sein schien. Jedenfalls ist das Vorwort in den späteren Auflagen weggeblieben.

Sehr einleuchtend ist hingegen, was Hehn an einer anderen Stelle (Das Salz, p. 21 u. 22) über den Schauplatz der ältesten Wanderungen der europäischen Indogermanen von der aralo-kaspischen Niederung her ausführt.

Über die Frage der Complexion des Urvolks äufsert sich Hehn so: »Alles spricht dafür, dafs diejenigen Stämme, die in historischer Isolierung am wenigsten von der ursprünglichen Lebensweise sich entfernt hatten, nämlich die nordischen, auch die leiblichen Stammeszeichen am treuesten bewahrt hatten. Wo sie seitdem der südlichen Natur und Lebensform sich genähert oder mit der dunkleren Rasse sich gemischt haben, da hat allemal die letztere die Oberhand gewonnen«.

Hehn steht mit dieser Anschauung merkwürdiger Weise gerade auf dem Standpunkt derjenigen Anthropologen, welche aus der gleichen Ansicht die Herkunft der Indogermanen aus dem Norden Europas glauben folgern zu sollen.

Von »mäfsiger Bewunderung« ist Hehn nach dem Vorgang v. Baer's (oben p. 55) für das Alter und die Bedeutung der Schweizer Pfahlbauten erfüllt, die er, was jedenfalls für die ältesten ihrer Denkmäler sehr fraglich ist, schon von der Kultur des Südens beeinflusst glaubt. Das einzig neue, was die Aufdeckung der Pfahldörfer geliefert habe, sei die Priorität des Ackerbaues, und zwar eines schon vorgeschrittenen Ackerbaues, vor den Metallen. Als ihre Bewohner sieht er helvetische Kelten an.

Hiermit endigen wir unsere Bemerkungen über den fast unerschöpflichen Reichtum des ausgezeichneten Werkes. Von Beurteilern desselben nenne ich schliesslich noch G. Curtius, welcher im Literarischen Centralblatt 1870, p. 553, die angeblich häufige Nichtberücksichtigung des Sanskrit seitens Hehn's tadelt und ebend. 1874, p. 1751, sich von der Beweisführung Hehn's, »dafs das Rofs unsere Vorfahren auf ihrem grossen Zuge durch die Welt noch nicht begleitete« nicht überzeugt fühlt, ferner G. Gerland, welcher in der Jenaer Literaturzeitung 1875, No. 641 findet, dafs der Verfasser gegen die Indogermanen überhaupt nicht gerecht werde und zuweilen die wichtigsten ethnographischen Resultate an den »dünnen Faden einer Wortgeschichte« anknüpfe, endlich W. Tomaschek, Z. f. östr. Gymn. 1875, p. 520, der den Versuch macht, zahlreiche Bestandteile des idg. Kulturwörter-schatzes nicht sowohl mit Hehn an die semitischen Sprachen als vielmehr an die Idiome der nördlichen Völker, Finnen, Ugrier und Tataren anzuknüpfen (vgl. oben Hehn über diesen Punkt p. 44).

Trotz dieser Einreden sind alle, was kaum noch gesagt zu werden braucht, voll des Lobes und der Bewunderung. Der eigentliche Kern des Buches aber, die pflanzen- und tiergeographische Seite des Werkes, ist von einem Philologen einer eingehenderen kritischen Besprechung meines Wissens nicht unterzogen worden. Über die Naturforscher vgl. oben p. 49.

#### Das Salz. Eine kulturhistorische Studie. Berlin 1873.

Diese kleine, von uns mehrmals erwähnte Schrift geht von der Annahme aus, dafs den Indogermanen, als sie noch auf und an dem Bolortagh weidend umherzogen, die Würze des Salzes wie den Numidern des Sallust oder heutigen Beduinstämmen mangelte. Erst als die westlich ziehenden Scharen an die reichen Salzlager der aralo-kaspischen Niederung gelangt waren, setzte sich ein natürlich schon vorher vorhandenes Wort (griech. *ἅλα*, lat. *sal*, got. *salt*, slav. *solъ*, ir. *salann*, kambrisch *halen*)<sup>1)</sup> zur Bezeichnung des Chlornatriums fest. Die Litauer und Albanesen verloren das Wort auf ihren Wanderungen wieder; dasselbe könnte aber auch bei anderen idg. Stämmen der Fall gewesen sein, und dieselben könnten das Wort erst nachmals wieder als Fremd-

---

<sup>1)</sup> Wichtig ist, dafs auch das Armenische (*al*) an dieser Gleichung teilnimmt, wie auch an den wichtigsten der oben (p. 56) erörterten *termini* der Ackerbausprache.

wort von den Nachbarn zurückempfangen haben — eine Möglichkeit, die nach Hehn in der europäischen Urzeit noch häufiger sich verwirklicht haben mag, als wir jetzt vermuten.

Für die Salzgewinnung des europäischen Nordens gingen, wie im Bergbau und in allen Künsten fortgeschrittenen Lebens, die keltischen Völker der Rhein- und Donaugegenden ihren germanischen Nachbarn, die sich lange mit dem Aufgufs des Salzwassers auf brennende Hölzer beholfen hatten, lange voraus. Diesem Nachweis ist der Hauptteil des Schriftchens gewidmet, in welchem gegenüber Männern wie Diefenbach, Pott und anderen versucht wird, die weit verbreiteten Wörter *hal*, *hall* (Reichenhall, Hall bei Innsbruck, aber auch Halle a. d. Saale) nicht an das urdeutsche *die halle* (scrt. *ç'ald* »Haus«) sondern an das keltische (cymr. *halen* »Salz«) anzuknüpfen.

Mit dieser Ansicht, der namentlich hinderlich ist, dafs das festländische Keltisch, das Gallische, gleich wie das Irische (*salann* »Salz«), das anlautende *s* bewahrt, dürfte Hehn gegenwärtig ziemlich allein dastehn. Auf der anderen Seite scheint aber auch die Ableitung von *halle* <sup>porticus</sup> gegenüber den von Hehn beigebrachten Zeugnissen eines sehr alten *das hal* »Umkreis der Salzquellen« keineswegs zu genügen. Erst von einer Spezialuntersuchung der drei lautlich so nahe liegenden Wortsippen (*das hal* <sup>ad Salinas quod dicitur hal</sup>, *halla* <sup>porticus</sup>, got. *hallus* = lat. *collis*) wird man endgiltige Aufklärung erwarten müssen.

---

Wir wenden uns nunmehr wieder dem Lebensgang<sup>1)</sup> V. Hehn's zu. Im Sommer 1873 hatte derselbe seinen Abschied mit voller Pension erhalten. Unmittelbar darauf wandte er dem Lande, das ihm eine sehr launenhafte Mutter gewesen war, den Rücken, um seinen Wohnsitz in Berlin aufzuschlagen, der Stadt, in welcher er, wie wir sahen, die ersten bedeutenden Eindrücke seines Lebens erhalten hatte, und die nun inzwischen unter der innigsten Anteilnahme Hehn's zu der Hauptstadt eines mächtigen und geeinten Deutschland emporgeblüht war. Hier waren ihm noch fast 17 Jahre des Daseins beschieden.

In der Linkstrafse, einer ziemlich stillen Gegend vor dem Potsdamer Thor, hatte Hehn seine Wohnung drei Treppen hoch in einer

---

<sup>1)</sup> Die folgende Darstellung stützt sich vornehmlich auf den Wichmannschen Briefwechsel, der im einzelnen daher nicht mehr citiert ist.

Reihe von Mansardstuben aufgeschlagen. Hier hat er bis zu seinem Tode ausgehalten; denn »unter den mannigfachen Leiden des Erdenlebens war ihm die Wohnungssuche mit drauf folgendem Umzug eins der entsetzlichsten«. Klingelte man, so öffnete Hehn im Schlafrock meist selbst, um den Besucher in das Empfangs- und Arbeitszimmer zu geleiten, das in der Einfachheit seiner Ausstattung einer Gelehrtenstube aus dem Anfang des Jahrhunderts glich. Der einzige in die Augen fallende Schmuck war, so weit ich mich erinnere, die schon genannte Büste Hegel's, die das Gemach überschaute.

Das Regiment des Hauses führte mit strenger Hand die treue Haushälterin Minna, seine Tyrannin oder Gouvernante, »nach eigenem Geständnis eine Hexe, in allerlei Zauberkünsten wohl erfahren«. Denn trotz warmer, ja leidenschaftlicher Empfindung und trotz feinsten Beurteilung und Schätzung weiblicher Art und Würdigung des Familienlebens, wie sie namentlich in dem Buche über Italien und den Gedanken über Goethe hervortritt, ist Hehn zeitlebens Junggeselle geblieben. Obgleich er sich gern in Frauenkreisen bewegte, scheint er doch den Vorzügen der einzelnen gegenüber zu sehr Skeptiker gewesen zu sein, um sich zu einem dauernden Bund entschließen zu können.

Umsomehr, sollte man meinen, mußte einem Geist von der Lebhaftigkeit, welche Hehn besaß, der Umgang mit Freunden ein Bedürfnis sein. Einem Manne, dem ein solcher Ruf wie ihm vorausging, mußten sich alle Kreise öffnen, in die er etwa einzutreten wünschte. In der That scheint es, daß sich in der ersten Berliner Zeit einige festere Beziehungen knüpften. Ein Club, die »grüne Grotte« genannt, dem Hehn als Ehrenmitglied angehörte, versammelte sich regelmäßig Sonntag Nachmittag von 5—7 Uhr abwechselnd bei seinen Mitgliedern. Wissenschaftliche und künstlerische Fragen wurden durchgesprochen, gelegentlich Vorträge gehalten und Kunstwerke herumgezeigt. Einige der hervorragendsten Männer dieses Kreises waren der Direktor der Sternwarte Dr. Förster, Hermann Grimm, Ludwig Geiger, der Maler Julius Schrader u. a.; auch H. Wichmann gehörte zu demselben.

»Wenn Hehn kam«, erzählt L. Geiger von dessen Erscheinen in diesem Kreis, »so war die Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet. Er rifs nicht das Gespräch an sich und gefiel sich nicht in langen Reden, aber machte kluge, scharfe Bemerkungen, die immer das Richtige trafen. Er hatte eigentlich etwas schüchternes und linkisches an sich. Wenn er in die Gesellschaft trat, immer den schwarzen Cylinder vor sich haltend, mit kleinen Schritten sich vorwärts schiebend, so machte er nichts weniger als einen gebietenden Eindruck. Er erschien wie ein

stiller Gelehrter, der aber auffiel durch die Sorgfalt seiner Haltung, das Gewählte seiner Kleidung. Aber weit mehr als die Kleidung fiel das strenge Denkergeſicht auf, die blutlosen durchfurchten Wangen, die klaren sehr tief liegenden, klug blickenden Augen, die stets mit einer goldenen Brille bedeckt waren, die ungewöhnlich stark ausgebildete Nase, der feingeschnittene ironische Mund. Er sprach mit einem uns fremd klingenden Accent, leise und scharf, er wußte zu lächeln, das Lächeln gab seinem Gesichte einen angenehmen Ausdruck.<sup>1)</sup>

Ein anderer derartiger Kreis versammelte sich Sonnabend nach Sonnenuntergang. Hehn nennt ihn scherzweis die »orientalische Gesellschaft«, weil unter den 12—20 Anwesenden er und der ihm befreundete Dr. Guido Weifs, der Herausgeber der »Wage«, oft die einzigen Christen gewesen sein.

Schon im Januar 1875 aber schreibt Hehn über seinen Verkehr in Berlin an Berkholz: »Ich habe in diesem Ocean jetzt eine Menge Bekanntschaften gemacht, darunter viele Celebritäten, die mich jedoch kalt lassen. Das Herz geht mir erst auf, wenn ich mit Landsleuten meinen Dialekt sprechen kann, so unbedeutend einige darunter sind: auch ein Beitrag zur Psychologie«. Alles ihm im Umgang der Menschen philiströs erscheinende war seiner vornehmen Natur verhafst, vor allem Bier und Skat. »Das erste beginnt seine Herrschaft schon am Morgen jeden Tages und tötet Kraft und Schwung im Herzen und Denken und Helle im Kopf, das andere bildet ein alles verschlingendes Lebensinteresse bis tief in jede Nacht hinein, hat aber darin seine gute Seite, dafs es dem Philister Schweigen auferlegt und ihn hindert, zu kannegießern und die Weisheit seiner Zeitung zu wiederholen«.

Hingegen liebte es Hehn, sich Mittags (meist bei Huth in der Potsdamerstrafse) und Abends durch einen Trunk Weines zu stärken, sich dabei mit Freunden zu unterhalten oder in die Zeitungen zu versenken. Namentlich bei einem Glas Champagner konnte er auftauen, und war dann einer der witzigsten, an guten Einfällen und Anecdoten unerschöpflicher, liebenswürdiger Gesellschafter. Größere Festlichkeiten, Dinners etc. besuchte er höchst ungerne. In späterer Zeit schlofs sich namentlich Moritz Busch, »der Evangelist Bismarck's«, an ihn an. Durch ihn lernte er Lothar Bucher kennen. Auch Julian Schmidt und Constantin Röfſler, von Schriftstellerinnen Fanny Lewald standen ihm näher.

<sup>1)</sup> Das beigefügte Bild, das ich der Güte der Frau v. Cramer (vgl. oben p. 4) verdanke, stellt Hehn in einer früheren Zeit, etwa Mitte der fünfziger Jahre dar.

Je älter indessen Hehn wurde, um so mehr zog er sich in die Einsamkeit seiner Häuslichkeit, zu seinen Arbeiten und zu seiner Lectüre zurück, in der er schier unersättlich war, und die alles umfasste, was wissenswertes in Kunst und Wissenschaft erschien.

Kam der Frühling in's Land, so machte sich Hehn, noch ehe die Unannehmlichkeiten der eigentlichen Reisesaison begannen, auf, um in den Bergen Erholung und Stärkung, oder an bestimmten Quellen Heilung seines nervösen Leidens zu suchen. »Im Monat Mai mufs ein Entschlufs gefasst werden, dann kaufe ich mir ein Reichskursbuch und einen frischen Bädeder und stürze kopfüber fort wie in ein kaltes Bad. Und im Herbst kehre ich zurück, trockne mich ab und freue mich der überwundenen Strapazen, der überstandenen unendlichen langen Weile und des Wohlseins zu Hause, unter meinen Freunden, den Büchern, und Abends und zuweilen auch Vormittags in der Weinstube«.

Sehen wir von seinem schon erwähnten Aufenthalt in Italien 1875/76 ab, so wurden Ragaz, Teplitz, Ems, Gastein, Baden-Baden besucht. Oft und gern verweilte er bei der Schwester, die in Clarens-Baugy am Genfer-See ein eigenes Haus besafs. Wie schön ist auch und sichtlich aus reicher Erfahrung geschöpft, was Hehn in seinem Buch über Italien von der Heilkraft der Fufswanderungen im Thüringer- oder im Schwarzwald sagt! Allmählich aber erschlaffte diese Reiselust mehr und mehr, und er kam zu dem Bekenntnis, dafs »die beste Sommerfrische diesseits der Alpen — doch Berlin« sei.

Hehn war, wie wir sahen, von zarter Gesundheit, nervös und sensibel angelegt. Dazu kamen die unvermeidlichen Leiden des Alters. So sind seine Klagen in dieser Zeit häufig: (1880) »Von mir ist wenig zu berichten, ich lebe und träume so fort, wühle in Büchern mancherlei Art, alten und neuen, halte mich noch mehr als sonst von den Menschen zurück und fühle mich halb gesund, halb krank, wie ich fast mein ganzes Leben gewesen bin«. (1887) »Was mich betrifft, so schwanke ich zwischen guten und bösen Tagen; nachts hülle ich mich in die römische, seidene Decke (ein Geschenk Wichmann's), sie ist weich und süfs und erfreut das Auge durch harmonische Farbstreifen, aber wenn die Jugend auf jedem Lager schläft und träumt, so wacht das Alter auch unter Flaum und Seide, bis es in den ewigen Schlaf eingeht«. (1887) »Wenn man nervös stumpf und niedergeschlagen, bei Nacht schlaflos, bei Tage schläfrig ist — wie soll ein solcher wohl Kinder, ich meine geistige, zeugen«?

Hand in Hand mit dieser sich steigernden Nervosität und Kränklichkeit wuchs die Neigung Hehn's zur Flucht vor der Welt und den

Menschen. Wohl empfand er, dafs es gefährlich sei, sich so ganz in sich zu verschließen. »Ich sehe wenig Leute, und auch die kommen mir immer gewöhnlicher und flacher vor, und da der Umgang wenig Ertrag gewährt, so werden die kleinen Mühseligkeiten, die die Geselligkeit mit sich bringt, zu einer Last, die man sich nicht gern auflädt. Doch sage ich mir wohl, dafs es nicht gut thut, sich ganz und gar auf sich und die Bücher zurückzuziehn; auch das wichtigste Leben ist immer noch Leben, und im Verkehr mit blofsen Schatten wird man selbst ein abgeschiedener«. Und doch zog er sich immer mehr in sich selbst zurück, und auch von ihm galt das Wort: »Ach, wer die Einsamkeit sucht, ach, der ist bald allein«! Immer aber wufste er sein *odi profanum vulgus et arceo* sich selbst und den Freunden gegenüber durch eine Fülle geistvoller Argumente zu entschuldigen, die bei grofser Einseitigkeit und Übertreibung doch in der Regel einen treffenden Kern enthalten. Sehr niedrig denkt er z. B. von der politischen Reife auch des gebildeten Deutschen. Ein jeder giebt im Grunde nur die Meinung seiner Zeitung wieder, »eine narkotische Arznei, die er zweimal täglich, morgens und abends, einnimmt«. »Auch im mündlichen Verkehr hüte ich mich vor diesem Felde (der Politik), wo nur Dornen und Feindschaften wachsen, und suche nur zu erfahren, welche Zeitung der angeredete liest. Dann weifs ich auch, was er für falsch und wahr, für hassens- und liebenswert hält. Wallenstein sagt: »Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht (d. h. seine Zeitung), dann weifs ich auch sein Wollen und sein Handeln«.

Eine tiefe Verachtung hegte Hehn gegen die Journalisten und gegen die öffentliche Kritik. »Und weiter die Beurteiler, von denen die einen beschränkt, die andern käuflich, die dritten Organ der Partei oder Clique, die vierten, z. B. die Professoren, weil sie die Concurrenz fürchten, neidisch sind. Schriftstellertum ist ein böses Gewerbe, nur für gemein denkende Menschen geeignet«. »Ein anderes Beispiel bietet jetzt der Turgenieff-Kultus. Dieser talentvolle, im übrigen mittelmäßige russische Novellist war geschmeidig genug, die Journalistik sowohl in Paris als in Italien und Deutschland für sich zu gewinnen; er behandelte die Herren höflich als seine Meister und Richter, gab ihnen Champagner-Frühstücke und Diners, und sie rühmten ihn durch ganz Europa als grofsen Dichter; das fremde Costüm — denn seine Geschichten spielten in Rufsland — erschien der Menge als originale Kraft des genialen Schreibers. Bei seinem Tode allgemeines Wehklagen und Glorie um sein Haupt. Neulich fand ich mich dem Redakteur eines grofsen Blattes gegenüber und die Rede kam auf Turgenieff, auf meine Zweifel gab

mir der erstere zu, Shakespeare möge ein wenig gröfser sein, Goethe aber stehe weit unter ihm; dieser Ausspruch fand die Billigung des gleichfalls anwesenden berühmten Kritikers Julian Schmidt. Ich schwieg, aber sprach innerlich zu mir selbst: könnte man sämtliche deutsche Journalisten ausrotten, das Bildungsniveau der Nation würde sich in Jahresfrist merklich erhöhen«.

»Wenn ein Buch nicht der gerade herrschenden Moderichtung entspricht, wenn der Verleger nicht reichlich Zwanzigmarkstücke aufwendet, um Ausrufer und Anpreiser zu dingen, wenn Camaraderie und literarische gegenseitige Lobesassecuranz nicht zu Hülfe kommt — dann können es die sieben Weisen zusammen verfasst und alle neun Musen inspiriert haben; es geht doch klanglos unter, von keinem gewürdigt oder auch nur bemerkt.«

Von einem wahrhaften Hafs war Hehn gegen Richard Wagner, seine Person wie seine Musik erfüllt. Hehn durfte sich übrigens ein vertrauliches Urteil auf diesem Gebiet wohl gestatten, da er, wie der Wichmann'sche Briefwechsel zeigt, auch in der Theorie der Musik wohl bewandert war. Namentlich interessierte er sich für alte Volksmelodien, über die er eine Zeit lang etwas zu veröffentlichen gedachte.

Auch sonst finden sich in den Wichmann'schen Briefen sehr scharfe und oft nicht gerechte Urteile Hehn's über teils noch lebende, teils bereits verstorbene Zeitgenossen, Fürstlichkeiten, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler etc. Bedürfen dieselben, nachdem man nun einmal sie der Öffentlichkeit preis zu geben für gut befunden hat, einer Entschuldigung, so sei daran erinnert, dafs Hehn auch seinen eigenen Leistungen gegenüber ein strenger Kritiker zu sein pflegte. Von seinem Buche über die Kulturpflanzen und Haustiere äufserte er, unmittelbar nachdem er es beendet hatte, »ich möchte das ganze am liebsten gleich in's Feuer werfen«! Erst nach Verlauf einiger Zeit befriedigten ihn seine Schriften mehr. Auch mit seiner Produktionsart war er öfters nicht zufrieden. Er klagt sich der Weichlichkeit und Bequemlichkeit an. »Wenn ich nur einen Frohnvogt hätte, der hinter mir stünde«! »Sie wünschen mir Gesundheit und Frohsinn, und ich nehme den Wunsch dankend an, eins aber haben Sie vergessen mir zu wünschen — Fleifs, Tapferkeit im Kampfe gegen die eigene Weichlichkeit und Nachgiebigkeit! Möchte im bevorstehenden Winter die Muse mir günstig sein, möchte ich ihn nicht wieder verträumen und vergeuden bei übermäfsiger Lectüre, in nichtigem Geschwätz vor der Flasche«!

Mit warmer Verehrung spricht Hehn u. a. von Ranke und namentlich von Treitschke, der in der Art seiner Geschichts-

auffassung und -Darstellung, wie mir scheint, manches verwandte mit Hehn hat (vgl. unten p. 73).

Solange Hehn die deutschen Verhältnisse von der Ferne, von Rußland aus, betrachtete, war ihm vielerlei anders erschienen, als nun, da er sie in der Nähe sah. Hehn's Stellung in der Judenfrage haben wir oben (p. 32) kennen gelernt. Noch in Berlin hatte er mehrfach in jüdischen Kreisen verkehrt. In der Berliner Luft aber ward er allmählich zum entschiedenen Antisemiten, der den nach seiner Meinung verderblichen Einfluß der Juden in der Presse, der Politik, der Kunst und Wissenschaft in den schwärzesten Farben malte und unerschöpflich in dem Berichten pikanter, für das Leben und Treiben der Juden charakteristischer Anekdoten war.

Auch gegen die Engländer hegte er eine starke Abneigung. Er sah in ihnen den schroffsten Gegensatz zu all den Eigenschaften, die er an dem Südländer bewunderte.

In der Politik hatte Hehn früher einem ziemlich links stehenden Liberalismus gehuldigt. Noch während der siebziger Jahre hatte er in die von Guido Weifs herausgegebene demokratische Zeitschrift »Die Wage« Beiträge namentlich über russische Verhältnisse (einen auch über Taormina) geliefert. Aber die nähere Bekanntschaft mit dem Berliner Freisinn und die bestrickende Nähe von Bismarck's Genius hatten ihn eines andern belehrt. So lautet sein politisches Glaubensbekenntnis jetzt: »Was Bismarck betrifft, so bekenne ich in meiner Einfachheit, dafs mitten in der demokratischen Platttheit und Seichtigkeit, von der man millionenfach in Wort und Schrift und That unwimmelt wird, dieser einzige Mann mein Trost und meine Erbauung ist. Er ist wie Gulliver unter den Liliputanern, die ja auch fleißig ihre Stecknadel-Pfeile abschossen, ohne ihn töten zu können. Welcher grofse Mann ist nicht geschmäht worden? Auch Goethe hatte seinen Pustkuchen und viel andere Verkleinerer, und »ich habe ihn von Anbeginn gehafst« war der Jude Börne dreist genug zu sagen. Als derselbe Goethe im Jahre 1778 in Berlin und Potsdam gewesen war, schrieb er an Merck: »Ich bin dem alten Fritze recht nahe geworden; da hab' ich sein Wesen gesehen und hab' über den grofsen Mann seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören«. Vor etwa vierzig Jahren war der stumpfen Masse gegenüber jeder reichere, umfassender gebildete Geist liberal: jetzt ist jede tiefere und vornehmere Natur konservativ und überläßt den »Fortschritt« den Männern von der Bierbank. Doch möcht' ich auch nicht auf die conservative Partei schwören: ich bin, um es kurz zu sagen, politisch auf den Namen Bismarck getauft«.

Mit seinem Namen ist Hehn, so viel ich weiß, weder in politischen noch in anderen Tagesfragen von Berlin aus in die Öffentlichkeit getreten. Einmal gab er seine Unterschrift zu einem in den Preussischen Jahrbüchern erschienenen Protest gegen die Fremdwörtervertilgung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. »Nur beschränkte Kleinstädter«, sagt er in seinem Buch über Italien, »haben meinen können, es sei für eine Sprache förderlich, fern von den Menschen aufzuwachsen, oder strenge Prohibition und Grenzwahe nebst Verbrennung eingedrungener fremder Waren stärke die Produktion, mache das Land reich und sei ein Gebot nationaler Würde. Ganz im Gegenteil. Viel Fremdwörter, viel Kulturverkehr; viel entlehnt, viel gelernt; eine reiche Geschichte, ein an mannigfachem Gute reiche Sprache«.

Wo Hehn in der Frage der Schulreform stand, bedarf nach dem bisherigen keiner Erläuterung. Ein »Zeitalter der Realschulen« erschien ihm als der Hereinbruch eines Niederganges der Menschheit.

Äußere Ehren, was zum Schluß gesagt sei, hat V. Hehn während seines Aufenthaltes in Deutschland auffallend wenige erfahren. Die Universität Marburg hat das Verdienst, ihn zum Ehrendoctor ernannt zu haben. Die gleiche Auszeichnung wurde ihm, worüber er sich herzlich freute, im Jahre 1888 von seiner Vaterstadt Dorpat zu teil.

---

Unter den Zuständen und Stimmungen, wie wir sie im bisherigen zu schildern versucht haben, gestaltete sich das letzte der drei größeren Werke Hehn's »Die Gedanken über Goethe«. I. Teil. Die Beschäftigung mit diesem steht in dem Mittelpunkt seines Berliner Lebens.

Zwar hätten die sich fast drängenden neuen Auflagen der Kulturpflanzen und Haustiere wohl ihren Autor zu einer Weiterführung seiner historisch-linguistischen Studien veranlassen können. Aber verschiedene Umstände waren es, die ihn davon abhielten. Derartige Arbeiten lassen sich nur bei freier Benutzung größerer Bücherschätze ausführen. Über eine reiche Privatbibliothek aber verfügte Hehn nicht, und dem alternen Gelehrten war der weite Weg zu der Königlichen Bibliothek und die Formalitäten ihrer Benutzung um so lästiger, je ungehinderter er früher in dieser Beziehung hatte arbeiten können. Dazu brach sich gegen das Ende der siebziger Jahre eine neue Richtung der vergleichenden Sprachwissenschaft Bahn, welcher zu folgen wie für andere Forscher der älteren Generation so auch für Hehn sehr schwierig sein mußte. Schließlich mochte auch der im edelsten Sinn subjective Charakter

seiner Schriften ihn davon abhalten, gröfsere Umgestaltungen mit denselben in späteren Jahren vorzunehmen.

So kam es, dafs er neue Auflagen seines Buches über Kulturpflanzen und Haustiere, weniger die seltenern seiner Essays über Italien (vgl. oben p. 39) mehr als eine Last denn als eine Freude empfand, umsomehr als sie ihm Zeit und Stimmung für die Beschäftigung mit Goethe beeinträchtigten.

Wir haben gesehn, wie der Dichter schon in dem Vaterhause Hehn's verehrt worden war, wie Hehn gleichsam in die Fufstapfen Goethe's trat, als er auszog, sich in das Wesen des Südens zu versenken und nun gleich jenem wie »mit einem zweiten Gesicht begabt« umherwandelte, wir haben gesehn, wie auch in der Verbannung der einsame Trost und Arbeit in dem Studium des Dichters fand; ja selbst aus den Spalten des Buches über die Kulturpflanzen und Haustiere tritt uns oft die gefeierte Gestalt des Meisters entgegen, wie wir uns eben an eine geliebte Persönlichkeit auch bei fernliegendem erinnern.

Was in diesem langen Leben über den »Archegeten« seines Volkes gedacht, was bei seinen Werken empfunden ward, sollte nun gesammelt, gesichtet, der Öffentlichkeit übergeben werden.

Die erste Veranlassung dazu boten die Beziehungen Hehn's zu Moritz Busch, der eine Art *spiritus familiaris* der Grenzboten war. In dieser Zeitschrift erschienen, und zwar in den Jahrgängen 1883 und 84, unter dem Titel »Gedanken über Goethe«, die drei Aufsätze: »Naturformen des Menschenlebens«, »Stände«, »Naturphantasie«. Dieselben erregten alsbald die Aufmerksamkeit nicht nur des Publicums, sondern auch der »Goethephilologen«, und Ludwig Geiger begab sich persönlich zu Hehn, um diesen zu Beiträgen für das »Goethe-Jahrbuch« aufzufordern. In seiner halb bescheidenen, halb ironischen Weise entgegnete dieser: »Er sei kein Philologe, kein Mitglied der gelehrten Goethe-Gemeinde; diesen wolle er das Jahrbuch überlassen« und später: »Ein Böhnhase wie er solle sich nicht unter die Meister drängen«;<sup>1)</sup> liefs sich dann aber doch zu zwei Aufsätzen bestimmen: »Einiges über Goethe's Vers«, Band VI, 1885 und »Goethe und die Sprache der Bibel«, VIII, 1887.

In demselben Jahre erschien zugleich der erste Band, der leider auch der letzte bleiben sollte, von V. Hehn's Gedanken über Goethe (Gebrüder Bornträger, Ed. Eggers). Das Buch, über das wir uns hier kurz fassen müssen, zerfällt in sechs Abschnitte: »Südwest

---

<sup>1)</sup> L. Geiger a. a. O.

und Nordost«, »Goethe und das Publikum«, dann die drei bereits in den Grenzböten abgedruckten, oben genannten Abhandlungen, schließ- lich ein Kapitel »Gleichnisse«.

Der erstgenannte Aufsatz geht von der Anschauung aus, daß die Eigenart unserer Dichter und Denker in Zusammenhang stehe mit dem heimatlichen Boden, der sie hervorbrachte. Dabei meint Hehn natür- lich nicht, daß dies der einzige die Individualität des Genies bestimmende Faktor sei, er meint dies vielmehr in demselben Sinne, in welchem Hegel seiner Philosophie der Geschichte einen Abschnitt über die geo- graphische Grundlage der Weltgeschichte vorausgeschickt hatte: »Der Geist, der sich in diese Weise der Natürlichkeit kleidet, läßt seine besonderen Gestaltungen aus einander fallen, denn das Auseinander ist die Form der Natürlichkeit. Diese Naturunterschiede müssen nun zu- vörderst auch als besondere Möglichkeiten angesehen werden, aus welchen sich der Geist hervortreibt, und geben so die geographische Grundlage. Die Natur darf nicht zu hoch und nicht zu niedrig angeschlagen werden; der milde ionische Himmel hat sicherlich viel zur Anmut der homerischen Gedichte beigetragen, doch kann er allein keine Homere erzeugen«. Auch Goethe's Wesen kann nur als das eines Kindes des sinnlich- heiteren keltisch-romanischen Hügellandes recht verstanden werden. Die Schilderung dieses deutschen »Süd-West« gehört zu dem vollendetsten, was das für die Darstellung von Länder- und Völkereigentümlichkeiten besonders geschaffene Talent Hehn's hervorgebracht hat.

In dem zweiten und umfangreichsten Teil, »Goethe und das Publicum, eine Literaturgeschichte im kleinen«, spiegeln sich deut- lich die trüben Stimmungen, die wir oben bei dem alternden und kränkelnden Schriftsteller geschildert haben. Der Genius Goethe's, der sich turmhoch über alle verwandten Geister erhebt, ist niemals, weder von seinen Zeitgenossen, nicht einmal von dem Herzog oder Schiller oder der Frau v. Stein, noch von den Späteren ganz verstanden oder gewürdigt worden, und auch die Gegenwart ist weit davon entfernt, in den Werken des Dichters Begeisterung und Veredelung zu suchen. Diese Grundgedanken werden in unserem Kapitel in glänzendem, inhalts- reichem Vortrag und unter heftigen Ausfällen auf den politischen Liberalismus, auf die Juden, auf die Zunft der Goethephilologen u. s. w. verfochten. Im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß Hehn die Urteile der Zeitgenossen über Goethe zu wenig aus der Zeit, sondern zu sehr von dem Standpunkt unseres eben durch Goethe geläuterten Geschmackes beurteilt, ähnlich wie etwa Treitschke, von dem wir sagten, daß er einiges Verwandte mit Hehn zeige, die Geschichte der deutschen

Einheitsbestrebungen mit dem durch Bismarcks Genius dargebotenen Maßstab nicht immer gerecht mißt.

Der interessanteste Abschnitt des Buches ist nach unserm Dafürhalten der dritte, »Naturformen des Menschenlebens«. Philosoph, Goethe- und Kulturforscher treten uns in demselben vereinigt entgegen. Hehn versteht unter »Naturformen des Menschenlebens« nicht nur das Verhältnis der Menschen zu den ewigen Satzungen der Natur, sondern auch die Grundzüge der Sitte und gesellschaftlichen Ordnung, insofern sie ihm als natürliche Lebensprocesse erscheinen: »Geburt und Tod, die Lebensalter und ihre Eigenheiten, der Ahnherr mit spärlichem, bleichem Haar und das zu seinen Füßen spielende Kind, die aus der Familie werdende Familie, der Zug der Geschlechter zu einander, Vater und Mutter, der Jüngling und das Mädchen, Werbung und die sich knüpfende Ehe, die Flamme des Herdes und der steingefasste Brunnen, die Urbeschäftigung auf der Weide und dem Acker, auch mit Spindel und Nadel, die begleitenden Tiere, Rind und Schaf, Hund und Rofs, Ruder und Schaufel und Pflug, auf der Wiese die Sense, im Walde die Axt, das Netz am Ufer, Arbeit und Muße, Gesang und Tanz, Zorn und Streit und Begier, Warnung und weiser Rat, wurzelnd in Sitte und Stammesgefühl, Weihgeschenk und Spende, Mut und List der Helden, Thaten der Vorfahren, Sagen und alte Sprüche — alles dies und was sich sonst noch anfügen lassen mag, ist Geist in Notwendigkeit gebunden, so unbewußt thätig und dunkel schaffend, wie das Tier sich geberdet und die Pflanze treibt und wächst, Naturform, deren Anschauung uns, die wir abgefallen und dadurch zwiespältig und unselig sind, wie die eines verlorenen Paradieses ergreift und unter Lächeln zu Thränen rührt«. Jenes heitere und objective Sein stellt z. B. in dem Gedicht »Der Wanderer« die junge Frau mit dem Kinde und ihrer Hütte in eines Tempels Trümmer dar gegenüber der subjectiven und schwermütigen Stimmung des Fremden.

Allein selbst in diesen Grundzügen des Lebens, so sehr sie auch bei dem ältesten wie bei dem jüngsten Dichter dieselben zu sein scheinen, findet doch der Kulturforscher leise Verschiebungen geschichtlich bezeugt, wie dies Hehn z. B. hinsichtlich der Attribute des Weibes, der Spindel und dem Spinnrad, der Guitarre und dem Klavier oder hinsichtlich der Stände der Menschen näher ausführt.

So gelangt er zu einer Einschränkung in der Auffassung jener Naturformen: »Wie wir aber nach den Erdepochen, in den Schichten des Bodens, in Höhlen und Bergen die tierischen und pflanzlichen

Musterformen in langsamen Übergängen und Zusammenhängen sich verwandeln sehn, so bildet sich auch die menschliche Gesellschaft geschichtlich zu immer neuer Verschiedenheit aus, ohne dafs, hier wie dort, eine unverbrüchliche Schranke, die alles umschloß, je überschritten werden könnte. Und so bleibt sie für den, der das erste und allgemeine, die göttliche Idee schaut, immer ähnlich, gleichartig, ja dieselbe«.

Die drei folgenden Aufsätze »Stände«, »Naturphantasie«, »Gleichnisse« geben zu besonderen Betrachtungen keinen Anlaß. Jedenfalls eröffnen auch sie neue und fruchtbare Ausblicke auf Goethe's Wesen und Dichtung. In formeller Beziehung stehen diese Abhandlungen nicht mehr auf der vollen Höhe früherer Arbeiten, insofern sie vielfach mehr ein Aneinanderreihen als ein Durcharbeiten und Durchdringen des gesammelten Materiales zeigen. Dasselbe gilt von dem oben genannten Aufsatz »Goethe und die Bibel«, während der frühere »Einiges über Goethe's Vers« (Hexameter, Oden, Südliche Versarten, Gedichte des 19. Jahrhunderts) wiederum inhaltlich wie formell zu dem bedeutendsten gehören dürfte, was uns Hehn hinterlassen hat.

Ogleich die Gedanken über Goethe schon nach einem Jahr eine zweite Auflage fanden, war Hehn mit der Aufnahme des Buches nicht zufrieden. »Mein Buch über Goethe«, schreibt er am 18. Oct. 1887, »ist in etwa einem Dutzend Zeitungen und Zeitschriften besprochen worden; viel Zucker, einige Säure und noch mehr laues Wasser. Da in Deutschland jetzt alles in Parteien, Cliquen, Coterien zerfallen ist, so wußten die Kritiker nicht, wie sie sich zu diesem Produkte stellen sollten: es trug keine bestimmte Signatur an sich — gehörte es zur Linken oder zur Rechten oder zur Mittleren, zu den Frommen oder zu den Freidenkern, zu dieser oder jener literarischen Verbrüderung? So war die Verlegenheit der Herrn Beurteiler sichtlich. Hatten sie gar selbst über die darin behandelten Gegenstände geschrieben und drucken lassen (Gymnasialoberlehrer und germanistische Professoren), so war kein unbefangener Spruch zu erwarten«.

Gleichwohl wünschte Hehn nichts sehnlicher, als dafs es ihm vergönnt sein möchte, so lange auszudauern, bis er den zweiten Band des Goethe-Werkes vollendet habe. Es war ihm und uns nicht vergönnt. Noch am 12. Februar 1890 hatte Hehn geschrieben: »Die Influenza, die ja besonders hochbetagten Greisen, wie Hase in Jena und Döllinger in München tödtlich geworden ist, hat mich bis jetzt verschont, denn ob das Übelbefinden, das mich von Zeit zu Zeit befallen hat, die vorübergehenden Erkältungsfieber den Namen Influenza verdienten oder nicht, wer will es sagen«? Aber schon der 21. März

desselben Jahres setzte seinem Leben ein Ziel. Nur von wenigen Landsleuten und Freunden, seiner Schwägerin und der treuen Haushälterin begleitet, wurde er am 26. März auf dem Matthäi-Kirchhof zur Ruhe bestattet. Die als Manuscript gedruckte Rede des Pfarrers P. Kirmfs ging von dem Worte der Schrift aus: »Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern«.

Fast so einsam als das Leben des Mannes gewesen ist, welches uns auf diesen Blättern beschäftigte, steht auch die Persönlichkeit desselben in dem Kreise seiner Zeitgenossen da. Immer kleiner wird die Zahl derjenigen, denen die Richtung ihrer geistigen Arbeit nicht die besonderen Pflichten eines Amtes oder die Sorge um das tägliche Brot oder der Nützlichkeitsstandpunkt ihres Ehrgeizes bestimmen, sondern die sich um die Lösung bedeutender Probleme bemühen, weil sie dieselbe für den Frieden ihrer Seele und für die Gestaltung ihrer Persönlichkeit bedürfen. Nur in diesem Sinne arbeitete V. Hehn. Im Zusammenhang damit steht das außerdem in seinem Naturell begründete subjective und leidenschaftliche Moment seiner Werke.

Die Frage, welche ihn in den verschiedensten Gestalten und zu allen Zeiten am meisten beschäftigte, war die nach der Absteckung der Grenzen der beiden Begriffe Natur und Kultur: In welcher Weise und in welchem Maße wurde die in den Umrissen der Landschaft, in der Fauna und Flora, in dem Menschenleben selbst durch die Verwirklichung der göttlichen Idee gegebene Naturform im Laufe der Geschichte durch die Kulturarbeit und die Kulturbeziehungen der Völker unseres Stammes verschoben und umgestaltet?

Bei der Behandlung dieses Gegenstandes steht Hehn auf dem Boden einer universalen Bildung, deren Umfang und Tiefe den Sohn dieses specialisierenden und einseitigen Zeitalters mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Der Schwere seines Wissensstoffes giebt eine hohe künstlerische Beanlagung die Schönheit der Form. So ist er ein großer Gelehrter und zugleich einer unserer vornehmsten und edelsten Schriftsteller geworden.

Seine Bildung wurzelte ebenso in den Tiefen des klassischen Altertums wie in den Dichtern und Denkern des Zeitalters Goethe's und Hegel's.

Man hat Hehn als einen der letzten eines scheidenden Geschlechtes bezeichnet, eines Geschlechtes, in welchem der einzelne, welches Fach

er auch immer betrieb, doch »das Bedürfnis fühlte, ein ganzes zu werden und wahre Menschlichkeit in sich zu entwickeln«. Dies ist gewifs richtig, umfaßt jedoch nur die eine Seite seines Wesens; denn auf der anderen war Hehn auch ein Sohn der Gegenwart, der sich moderne Aufgaben stellte und sie mit modernen Mitteln löste. Gerade in dieser glücklichen Verbindung zweier Bildungsstufen, einer verschwindenden und einer gegenwärtigen, liegt unseres Erachtens das anziehende und vorbildliche in Hehn's geistiger Persönlichkeit.

---

Verbesserungen:

S. 3, Z. 6 v. u. lies eine, S. 35, Z. 4 v. o. Acclimatisationsversuche.

---